

**Tomáš Petráček: Power and Exploitation in the Czech Lands in the 10th-12th Centuries.** A Central European Perspective. (East Central and Eastern Europe in the Middle Ages, 450-1450, Bd. 40.) Brill. Leiden – Boston 2016. VI, 373 S. ISBN 978-90-04-28488-3. (€ 154,-.)

Das Buch von Tomáš Petráček ist schon die dritte Böhmen und Mähren gewidmete Monografie, die der Verlag Brill in der Reihe *East Central and Eastern Europe in the Middle Ages* herausgegeben hat. Ähnlich wie bei den Arbeiten von Jan Klápště und David Kalhous<sup>1</sup> wird das böhmisch-mährische Früh- und teilweise Hochmittelalter thematisiert. Die rezensierte Arbeit widmet sich den unteren und untersten Bevölkerungsschichten im Rahmen der böhmisch-mährischen Gesellschaft im Frühmittelalter. Dies ist keineswegs ein neues Thema. Viele Autoren haben sich ab Mitte des 19. Jh. mit dieser Problematik auseinandergesetzt und fragten vor allem nach der Klassifikation und sozialen Stratifikation der einfachen Leute – also der Bevölkerung, die außerhalb der machtpolitischen Eliten und der ritterlichen Schichten (*militēs*) stand. Die Aussage der mittelalterlichen Urkunden ist hier oft nicht eindeutig. Es wurden häufig Termini benutzt, die auch im benachbarten Westfrankenreich und später Deutsch-Römisches Reich galten. Im ostmitteleuropäischen Milieu müssen diese geläufigen Ausdrücke jedoch an anders gelagerte Sachverhalte angepasst werden, wodurch sich Unterschiede in der Bezeichnung ergeben. Darüber hinaus war die Nomenklatur Änderungen unterworfen – und zwar nicht nur im Laufe der Zeit, sondern auch in geografischer Hinsicht. Mehrere Termini konnten dieselbe Bevölkerungsschicht bezeichnen; andere Ausdrücke konnten dagegen in verschiedenen Variationen verwendet werden. Diese Probleme musste die bisherige Forschung überwinden. Hinzu kamen Hindernisse bei der Quelleninterpretation, die seit der zweiten Hälfte des 19. Jh. vom deutsch-tschechischen Antagonismus und nach 1948 stark von der marxistischen Geschichtsschreibung beeinflusst wurde.

Im Vordergrund der Monografie stehen die sogenannten „geschenkten Leute“, also solche Personen, die zumeist vom böhmischen Fürsten einer (zumeist geistlichen) Institution zuerkannt wurden. Oft sind auch deren Namen und Beruf überliefert. Die Quellenbasis dieser Forschung stellen insbesondere fürstliche Urkunden dar. Derartige Schenkungen erscheinen in den Quellen bis zum Jahre 1150. Die Belege aus den nachfolgenden Dezentennien fließen eher spärlich. Sinn ergaben solche Schenkungen nur solange, wie der Mensch einen höheren Wert hatte als das Land – weil die personellen Ressourcen sehr knapp waren, war das geschenkte Land allein wenig wert. Das begann sich gerade seit der Mitte des 12. Jh. im Zusammenhang mit Prozessen hochmittelalterlicher Kolonisation zu ändern.

Das Buch gliedert sich in sieben Kapitel und einen umfassende Anhang (S. 236-348), wo alle relevanten Quellenbelege ausführlich vorgestellt werden. Im Anschluss an das einführende 1. Kapitel wird der Forschungsstand von František Palacký's Werken bis zum Anfang des 21. Jh. eingehend erfasst. Das 3. Kapitel widmet sich den geschenkten Leuten bezüglich ihrer beruflichen Spezialisierung (Handwerker, Weinbauer, Fischer und Pflüger, aber auch zahlreiche Dienstleistungen wie Kirchenwärter oder Glöckner) und ihrer sozialen Stellung. Im 4. Kapitel werden die sog. freien Bauern thematisiert: Wie sah ihre „Freiheit“ aus, und an welche Grenzen stieß sie? Nicht gleichzusetzen mit dieser Bauernschicht, aber ihnen sehr ähnlich, waren die Gäste (*hospites*). Auch auf deren Pflichten gegenüber dem Fürst und auf die Unterschiede in ihrer Stellung im Vergleich mit der untertänigen Bevölkerung wird eingegangen. Zu P.s wichtigen Feststellungen gehört, dass die soziale Stellung nicht immer über die reale ökonomische Situation entschied. Eine „freie“ Stellung war nicht immer von Vorteil, und Untertänigkeit musste keine Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage nach sich ziehen. Die Tatsache, dass sich die Schicht der freien Bauern

<sup>1</sup> JAN KLÁPŠTĚ: *The Czech Lands in Medieval Transformation*, Leiden – Boston 2012; DAVID KALHOUS: *Legenda Christiani and Modern Historiography*, Leiden – Boston 2015.

allmählich während des 12. und schneller im Zuge des 13. Jh. verkleinerte, muss nicht bedeuten, dass die Stellung solcher Leute, die sozial abgesunken sind, in der Realität schlimmer gewesen wäre als zuvor. Ganz umgekehrt war z. B. die Form und Höhe der Abgaben bisweilen sogar günstiger. Dass einige freie Leute auf ihre „Freiheit“ zugunsten der Untertänigkeit freiwillig verzichtet haben, zeugt sehr deutlich davon.

Während sich die ersten vier Kapitel mit Spezialfragen auseinandersetzen, behandeln das 5. und 6. Kapitel übergreifende Probleme des Verwaltungssystems des přemyslidischen Staates und der Entwicklung der damaligen böhmisch-mährischen Gesellschaft. Hier wird aber ein Mangel der gesamten Arbeit deutlich. Sie ist eine Übersetzung der zweiten tschechischen Auflage aus dem Jahre 2012<sup>2</sup>, die wiederum eine fast unveränderte Fassung der ersten Auflage aus dem Jahr 2002 darstellt. Gerade im Bereich der Modelle und Modi der Herrschaftssysteme des přemyslidischen Staates sind seitdem einige wichtige Arbeiten erschienen, die hier überhaupt nicht reflektiert werden. Es geht vor allem um die (nach meinem Geschmack) zu heftig geführte Diskussion um das Jahr 2010 zwischen Josef Žemlička und Dušan Třeštík einerseits und Libor Jan andererseits, die sich auf das Funktionieren des Herrschaftssystems der Přemysliden und die Genese des böhmischen Adels bezog.<sup>3</sup>

Trotzdem trifft der Autor viele wichtige Feststellungen, die der erwähnten Diskussion auch Neues hinzufügen. Zu den wichtigsten gehört die Beobachtung, dass sich die frühmittelalterliche Staatsverwaltung in Böhmen schon im 10. Jh. ausbildete und nicht etwa erst in der ersten Hälfte des 11. Jh. Dies war bisher die in der tschechischen Forschung vorherrschende Anschauung: Zu dieser Veränderung sei es erst nach dem Ende der territorialen Expansion des přemyslidischen Staates um das Jahr 1000 gekommen. Hinsichtlich der Frage nach dem Charakter der Fürstenmacht nimmt P. hingegen einen eher „traditionellen“ Standpunkt ein. Er lehnt die Existenz eines (*de-facto*-)Lehenswesens im frühmittelalterlichen Böhmen ab und beschreibt ganz Böhmen und Mähren im 11. Jh. als großes fürstliches Dorf unter der Oberhoheit der herrschenden Přemysliden. Er räumt zwar die Existenz allodialer Besitzungen der Magnaten ein, ihr Eigentum sei jedoch nicht umfangreich und stark verstreut gewesen.

P.s Arbeit stellt in jedem Fall eine gelungene Monografie dar, die ein seit langem behandeltes Thema neu diskutiert. Ihre Relevanz besteht auch in dem breiten Kontext, in dem er die Situation im přemyslidischen Staat schildert. Vor allem das polnische Milieu vergleicht er oft (und wünschenswerterweise) mit dem böhmischen. Sein Buch stellt auch einen wichtigen Beitrag zum sog. frühmittelalterlichen mitteleuropäischen Wirtschaftsmodell dar, das in der polnischen Geschichtsschreibung der 1960er und 1970er Jahre postuliert (und von der tschechischen Historiografie zunächst voll akzeptiert) wurde und seitdem teilweise modifiziert worden ist.

Ústí nad Labem

Tomáš Velička

<sup>2</sup> TOMÁŠ PETRÁČEK: *Nevolníci a svobodní, kníže a velkostatek. Fenomén darovaných lidí přemyslovských zemí 10.-12. století* [Leibeigene und Freie, Fürst und Großgrundbesitz. Das Phänomen der geschenkten Leute in den přemyslidischen Ländern des 10.-12. Jahrhunderts], Praha 2012.

<sup>3</sup> LIBOR JAN: *Václav II. Struktury panovnické moci* [Wenzel II. Strukturen der Herrschermacht], Brno 2006; in Reaktion auf dieses Buch DUŠAN TŘEŠTÍK, JOSEF ŽEMLIČKA: *O modelech vývoje přemyslovského státu* [Über die Entwicklungsmodelle des přemyslidischen Staates], in: *Český časopis historický* 105 (2007), S. 122-164; als Antwort auf diese Reaktion LIBOR JAN: *Skrytý půvab „středoevropského modelu“* [Der verborgene Reiz des „mitteleuropäischen Modells“], ebenda, S. 873-902; darauf als Antwort wiederum JOSEF ŽEMLIČKA: *Kasteláni, vilikové a beneficia v netransformované transformace* [Kastellane, *villici* und Benefizien in der nichttransformierten Transformation], ebenda 106 (2008), S. 109-136. Siehe auch KLÁPŠTĚ (wie Anm. 1).

**Robert Antonín: The Ideal Ruler in Medieval Bohemia.** (East Central and Eastern Europe in the Middle Ages, 450-1450, Bd. 44.) Brill. Leiden – Boston 2017. XIII, 400 S., Ill. ISBN 978-90-04-27928-5. (€ 156,99.)

Die umfangreiche Monografie von Robert Antonín geht von der Grundannahme aus, dass das mittelalterliche Herrscherideal vor allem ein Konstrukt mittelalterlicher Literaten und Gelehrter war und sich daher nicht auf Fürstenspiegel oder theologische Traktate beschränken lässt. Auf der Grundlage von Überlegungen Pierre Bourdieus stellt A. die These auf, dass soziale Praxis und literarisches Ideal nicht getrennt existieren, sondern sich gegenseitig beeinflussen, was somit Aussagen zu einer Soziologie der mittelalterlichen Autoren erlauben würde. Auch der mittelalterliche Diskurs der guten Herrschaft sei von den Eliten habitualisiert worden.

Die Arbeit ist in neun Kapitel gegliedert; A. geht zunächst auf die Grundlagen der Königsherrschaft im mittelalterlichen Böhmen ein, stellt seine Quellen – hauptsächlich böhmischer Herkunft – vor und beschreibt die Grundzüge der Herrschermacht und die Umstände ihrer Legitimation. Anschließend widmet er sich der herausragenden Rolle des Landespatrons Wenzel als Vorbild für einen Herrscher und zeigt den Konstruktionsprozess des idealen Herrschers an einigen Beispielen böhmischer Fürsten und Könige auf. Dieser orientierte sich am Vorbild antiker und biblischer Gestalten, dem Konzept der sieben Tugenden sowie der literarischen Vorstellung des Königs als Ritter. In den beiden letzten Kapiteln kehrt A. zur Beziehung zwischen dem Herrscher und der Gesellschaft sowie zwischen Norm und Realität zurück.

Auf den ersten Blick gewährt das Buch interessante Einblicke in die Geschichte Böhmens im hohen Mittelalter (z. B. S. 91-108). So eindrucksvoll dies zunächst auch erscheint, wird doch bald klar, dass A. wesentliche Aspekte nur oberflächlich berührt. Er erklärt etwa nicht, warum er sich in seinem Werk nur auf mittelalterliche Literatur aus Böhmen stützt. Geht es ihm vielleicht darum, der böhmischen Entwicklung eine Sonderstellung zuzuweisen? Einem Vergleich mit ähnlichen zeitgenössischen Beispielen würde dieses Vorgehen kaum standhalten. Dabei lässt er auch eine Schlüsselfrage, nämlich auf welche Weise das Wissen um das Herrscherideal überhaupt in der Gesellschaft verbreitet wurde, praktisch außen vor. Auf diesem ungeklärten Entstehungshintergrund aufbauend kann man daher auch nicht glaubwürdig von Archetypen sprechen. Schade ist auch, dass er bisweilen die *causa scribendi* der einzelnen Verfasser aus den Augen verliert. Er erwähnt zwar verschiedene Modelle von Herrschaftslegitimation, fragt sich dabei allerdings weder, für welches Zielpublikum, noch, aus welcher Perspektive sie geschrieben wurden. Dies wird besonders bei seiner Analyse der Wenzelslegenden deutlich (S. 66-91), bei der offen bleibt, ob Wenzels besondere Beziehung zu Gott eher auf seine Herrscherwürde oder seinen Heiligenstatus zurückgeführt werden kann. Paradoxiertweise wurden die meisten dieser Legenden zunächst auch nicht in Böhmen verfasst. Da ihre Überlieferung bis 1200 eng mit dem bayerischen Raum verknüpft ist, stellt sich wiederum die Frage, ob es sinnvoll ist, von einem böhmischen Diskurs des idealen Herrschers zu sprechen.

Auch die Art und Weise, wie A. terminologische Konzepte benutzt, ist nicht unproblematisch. Er vermischt nämlich wissenschaftliche Traditionen, ohne dies zu erklären – einmal benutzt er den Begriff des „Habitus“, dann spricht er wiederum vom „kollektiven Gedächtnis“ oder den Jung’schen „Archetypen“. Er behandelt diese Begriffe, reichlich undifferenziert, als Synonyme oder behauptet, dass der „ideal ruler, as described in the medieval literature was a literary cliché, but an expression of collective memory“ (S. 40). Zudem strapaziert der Vf. bisweilen das populäre Bild eines „archaischen“, germanisierenden Mittelalters, dessen historiografische und ideologische Wurzeln dann allerdings unhinterfragt bleiben. Letzteres erklärt auch seine problematischen Kategoriebildungen (etwa „king-magician“), was deutlich an weitaus reflektierteren Forschungsdiskussionen vorbeiführt, die sich etwa dem „sacral kingship“ widmen. Gerade dieser Begriff mahnt nämlich zu einer vorsichtigen Nutzung. Ähnliches gilt für Quellenpassagen, die A. zwar im Text zitiert, dann aber nicht ausreichend analysiert. Vielen seiner Behauptungen fehlen damit schlicht-

weg die Belege. Besonders deutlich wird sein aufzählendes Vorgehen in dem Kapitel über die biblischen und antiken Gestalten, die dem idealen böhmischen Herrscher als Vorbild gedient haben. Zwar enthält es wertvolle Hinweise auf die Chronistik und die darin enthaltenen antiken und biblischen Vorbilder, die für das böhmische Herrscherideal zentral waren. Jedoch begnügt sich A. hier mit einer aus dem jeweiligen historischen Kontext herausgerissenen Aufzählung der Gestalten – eine Synthese wagt er nicht. Dies wird besonders bei seiner Analyse der literarischen Texte aus dem 14. Jh. deutlich.

Der fachliche Wert des Buches leidet außerdem unter zahlreichen faktischen und argumentativen Widersprüchen sowie sprachlichen Fehlern, die nicht allein auf ein schlechtes Lektorat zurückgeführt werden können. Dazu einige Beispiele: So schreibt A., Wenzel sei erst um 1200 zum „perpetual-ruler“ Böhmens ernannt worden (S. 115), kurz darauf behauptet er, es gäbe schon im 11. Jh. Münzen, die ihn als Landespatron abbildeten (S. 116 f.). Der Versuch, „the transition from military saint Wenceslas to Wenceslas-as-protector“ darzustellen, wirkt obsolet, da der Autor selbst genug Belege dafür liefert, dass der Hl. Wenzel sein Volk von Anfang an „mit dem Schwert verteidigt“ hat (S. 113, 117). Gleiches gilt für A.s widersprüchliche Aussagen zu dessen Fürstenwürde; mal wird er bereits um 1000 als Hl. Herzog dargestellt (S. 78), mal findet seine Transformation zum Herzog-Märtyrer erst im 14. Jh. statt (S. 191). An einer Stelle lesen wir, dass die Wenzel-Legenden des 10. Jh. vor allem dazu gedient hätten, dem Herzogsgeschlecht der Přemysliden eine göttliche Legitimation zu verschaffen (S. 70). Weiter unten steht dann allerdings, dass sich Wenzels Tugenden erst infolge seines Märtyrer-Status entwickelt hätten (S. 187). Faktische Fehler gibt es dann vor allem beim europäischen Kontext zu bemängeln: Nach heutiger Forschungsmeinung hat Abbo von Fleury seine Edmund-Legende um 980 und nicht – wie A. behauptet – bereits um 863 verfasst. Eine Beeinflussung Gumpolds, der ebenfalls in den 980er Jahren schrieb, kann daher auch aufgrund sprachlicher Analysen ausgeschlossen werden (S. 110). Auch hat Chlodwig, entgegen der Behauptung des Autors, keine Königskrone vom Papst erhalten (S. 10), sondern lediglich ein Diadem vom oströmischen Kaiser. Ferner konnte der sogenannte „Fredegar“ den Sieg Karl Martells bei Poitiers nicht preisen, da er zum Zeitpunkt der Schlacht bereits seit 50 Jahren tot war (S. 13). Zudem gibt es im heutigen Prag keine „Metropolitan Library“ – die Prager müssen sich mit einer „National Library“ (S. 181) begnügen.

Zudem hat offensichtlich auch der Übersetzer des ursprünglich tschechischen Werkes terminologische Probleme gehabt: Hinter dem „perpetual ruler“ verbirgt sich vermutlich die Vorstellung des „eternal ruler“ (S. 115); mit der „consecration of fighting“ ist vermutlich auch keine Schwertweihe gemeint, sondern eher die Vorstellung des geweihten Kampfes („sacralisation of fight“, S. 208). Lästig sind zudem Reminiszenzen aus dem Drucksatz, etwa das sinnbefreite „reworked was reworked“ (S. 53).

Alles in allem hat sich A. mit seinem Buch ein hohes Ziel gesteckt, das er leider nicht erreicht. Zwar enthält sein Werk eine Vielzahl guter Einzelbeobachtungen – etwa zu den Mechanismen der Herrschaftsnachfolge oder zu den antiken und biblischen Vorbildern des böhmischen Herrscherideals –, die sich dann aber leider im unausgewogenen, teilweise schlecht kontextualisierten Gesamtbild verlieren. Zu seiner Ehrenrettung sei allerdings angemerkt, dass viele der Unausgegorenheiten auch das Ergebnis der kurzsichtigen Wissenschaftspolitik der tschechischen Regierung sind, die für die Vorlage gedruckter Werke dieses Umfangs nicht mehr als drei Jahre Förderung vorsehen. Geschwindigkeit und Quantität werden somit leider vor die inhaltliche Qualität gestellt.

Wien

David Kalhous

**Crusading on the Edge.** Ideas and Practice of Crusading in Iberia and the Baltic Region, 1100-1500. Hrsg. von Torben Kjersgaard Nielsen und Iben Fonnesberg-Schmidt. (Outremer. Studies in the Crusades and Latin East, Bd. 4.) Brepols. Turnhout 2016, XV, 409 S., Ill. ISBN 978-2-503-54881-4. (€ 123,99.)

It is not surprising that contemporary historiography is increasingly focusing on the ‘forgotten’ Crusades in the Baltic region, discussing not only the contexts of the Second Crusade, but also, in general, the entire movement of the Crusades. There is no exception with the collection of articles under review here.

The historiographical perception and context of the Crusades is discussed by Jonathan Riley-Smith, Anti Selart and Luis García-Guijarro Ramos. By acknowledging the authors’ research into the historiography of the Crusades and its problematic perception since the 19th c. to this day, it becomes clear that the Crusades were subject to ideological and politicized assessments of different political systems. This is especially to be said about Soviet and current Russian historiography, which seeks to establish a view of the “eternal” aggression between the Western Church and the Eastern Church. Selart’s most recent monograph shows just how necessary it is to be cautious when evaluating such historiographical statements.<sup>1</sup> It is evident that there was a different kind of ideology in play regarding the historiography of the *Reconquista*, perceived as a restoration of Christianity and Christian authority. Thus, this context raises the question of the relation between the terms “crusade” and “reconquista” at a time when society in the Iberian Peninsula demonized Islam and was vocal about *dilatatio christianitatis*. On this basis, the concept of Iberia being the Edge of Christianity was formed. In the Baltic region, this issue is beginning to focus on the relationship between the terms “crusade” and “peaceful missions”, which is not the same issue as that of the relationship between “crusade” and “reconquista”. All of these terms have their own historiography and cultural environment of use which were not (and are not) the same. The term issues are not an artificial problem, as it may seem at first glance. Utilization of a specific term has different connotations and different points of assessment for the same event: the Crusades. Therefore, the Crusades in the Iberian Peninsula and the Baltic region were never treated in the same way during the Middle Ages, and due to different cultural, political and ideological experiences, an homogeneous approach to the Crusades in the two areas is not advisable even now.

According to the articles in the second chapter (by Damian J. Smith, Barbara Bombi, and Alan Forey), even when assessing the role of the Pope in the movement of the Crusades in the Iberian Peninsula and the Baltic region, it is clear that historical sources cannot provide a single desired outcome. To what extent the Pope planned to endeavour and include both European regions remains overt. Therefore, the presentation of the early stages of the Crusades in the Baltic region is merely an attempt by historians to reconcile the concepts of “crusade” and “peaceful missions” as mentioned above. The same theory can be applied to the Pope’s preferences for the Crusades in Iberia and the Baltic region: their aim was to renovate the ecclesiastical structures in the Iberian Peninsula for smoother establishment of the Christian faith. And this means that the Pope himself, despite the similar rhetoric used at first glance, was assessing the significance and meaning of the Crusades in the Iberian and Baltic regions differently.

These differences are also present in the third section in the collection (Kurt Villads Jensen, Luís Adão da Fonseca, Alan V. Murray, Darius von Güttner-Sporzyński, Nicholas L. Paul, Manuel Rojas Gabriel). These authors were inspired not only by the similarly used rhetoric of the Crusades (which sounds like a paradox), but also by the local conditions in which the Crusades commenced. For example, the naming of pagans in the Baltic region as “saladanists”, or the use of “saracens” for *inimici Crucis*

<sup>1</sup> ANTI SELART: *Livonia, Rus’ and the Baltic Crusades in the Thirteenth Century*, Leiden—Boston 2015.

*Christi* both express how pagans in medieval society were generally perceived by the Church. However, such descriptions do not provide any further information about the actual differences between pagans and Muslims as perceived at the local level of interpersonal communication. Images of pagans were shaped not only according to the principles of *interpretatio christianalromana*, but also according to certain altering images that were recognized by medieval society *per se*. More precisely, the terminology of the medieval Crusades, or the similar images of the pagans and Muslims, show not only that the Pope or society in general had the same conception of the crusaders in the Iberian and Baltic regions. Such images also reflect the traditional perception of pagans in medieval society as well as the asymmetric perception of pagans<sup>2</sup> (as demonstrated by the findings of Murray). For this reason, all who are bound by the will of God are converted to paganism, and the impious ones are urged to be moralized and punished.

How much of this “punishment” is a religious “cartoon” remains an open question. Jensen’s, Fonseca’s and Güttner-Sporzyński’s research clearly demonstrates that the local rulers of the Iberian and Baltic regions, seeking to expand their territories, shaped their positive image through chronologists who justified their actions through the ideology of the Crusades. Society, affected by the aforementioned perceived figurative asymmetry of the pagans, was inclined to accept such actions. It must be discussed whether such actions can be considered religious wars that developed into the Crusades. First of all, it is unclear whether the Crusades *per se* were motivated by religious wars. Secondly, it appears that the rulers of Iberia, and even more so the leaders of the Baltic region, sought to expand their dominions, so the Crusades were a form of warfare, and not a way of spreading the Christian religion. In order to justify their actions, these rulers used the rhetoric of the Crusades and other mechanisms besides pagan asymmetry. We should continue to discuss the formation of such a rhetoric tradition and the memory of the Crusades, as shown by Paul. In the case of the Iberian region it is still possible to discuss the desire of rulers in Aragón or Castile to regain some of the land belonging to Christian Western Goths; this cannot be said about the Baltic region. Therefore, the “recovery” of the pagan lands in the Baltic region was anachronistic, covered by the general rhetoric of the Crusades, the acquisition of holy relics, the “transfer” of Jerusalem’s image, conquered territories provided to Holy Mary, etc. At that time, the “recovery” of the lost lands on the Iberian Peninsula was based on a certain historical tradition of the once Christian-dominated lands, conquered by the Muslims. All these nuances must be taken into account when reading and evaluating the studies of the third chapter.

Another important issue argued in the collection of articles concerns the cultural and mental alterations caused by the Crusades in the Iberian and Baltic regions. These are the aspects Jerrilynn D. Dodds’, Kersti Markus’ and Marek Tamm’s articles deal with. The first two examine how the architecture of the Umayyad Caliphate spread into the Cordoba Caliphate and how this influenced Christian architecture and culture as the Christians seized certain territories in the time of *Reconquista* and (second) what ecclesiastical architecture there was in the periphery of the Baltic region (on the island of Gotland and in Livonia). The author of the third article once again returns to the Cistercian narrative tradition in the medieval *exemplum* provided facts about the Livonian Crusades.

In conclusion, it should be noted that in order to perceive the general picture of the Crusades in the Baltic region in the context of the Crusades (both realized and unfulfilled), the actions of the Teutonic Order in Prussia cannot be ignored. Unfortunately, not enough

<sup>2</sup> More about this in STEPHANIE SEIDL, JULIA ZIMMERMANN: Jenseits des Kategorischen: Konzeptionen des „Heidnischen“ in volkssprachigen literarischen und chronikalischen Texten des 13. Jahrhunderts, in: MICHAEL BORGOLTE, JULIA DÜCKER et al. (eds.): Integration und Desintegration der Kulturen im europäischen Mittelalter, Berlin 2011, pp. 325-381, here pp. 331-333.

attention is paid to those actions here. Nevertheless, the author's thoughts and insights indicate that many questions remain unanswered regarding the problems of the Crusades in the edges of Christian Europe in the Middle Ages. We can only congratulate the authors' contributions to solving the issues.

Klaipėda

Marius Ščavinskas

**Cordelia Hess: The Absent Jews.** Kurt Forstreuter and the Historiography of Medieval Prussia. Berghahn Books. New York – Oxford 2017. IX, 323 S. ISBN 978-1-78533-492-4. (\$ 120,-)

Der Titel des Buches verspricht ein interessantes Thema und suggeriert zugleich ein Versäumnis in der Geschichtsforschung zum Deutschordensstaat, nämlich der Frage nach der Präsenz von Juden in der Region nicht nachgegangen zu sein. Nun könnte man darauf entgegen, dass es für ihre Anwesenheit unter der Herrschaft des Deutschen Ordens kaum Belege gebe, die Hypothese von Cordelia Hess ist jedoch eine andere: Die Tatsache, dass die Juden in der Historiografie zum Deutschordensstaat nicht auftauchen, resultiere nicht aus ihrer faktischen Abwesenheit, sondern aus der Shoah und der Vernichtung jüdischer Quellen. Diese drei Stränge sieht die Vf. im Wirken des Königsberger Archivars Kurt Forstreuter gebündelt: Er sei der einzige gewesen, der sich mit jüdischer Geschichte im Deutschordensland Preußen befasst habe, zudem sei er während des Zweiten Weltkriegs an der Vernichtung jüdischer Archivbestände sowie an der Vorbereitung von Deportationslisten beteiligt gewesen (S. 101).

Dieses argumentative Gebäude, man kann es nicht anders sagen, steht auf unsicherem Grund: Das wissenschaftliche Œuvre zur jüdischen Geschichte Forstreuters besteht aus drei kürzeren Texten, von denen H. sich auf einen 7-seitigen Aufsatz von 1937 und seine posthum veröffentlichte Überarbeitung in den 1970er Jahren konzentriert. Zu den anderen beiden Punkten, die im Kontext der bereits breit diskutierten Mitwirkung von Ostforschern an der NS-Besatzungsherrschaft und Vernichtungspolitik stehen, gibt es bereits eine ausführliche Diskussion. Im vorliegenden Buch wird nicht klar, welchen Erkenntnisgewinn die Biografie Forstreuters bietet, den die Vf. – gewiss nicht zu Unrecht – selbst als Randfigur im Kontext der Nord- und Ostdeutschen Forschungsgemeinschaft und obendrein als „schlechten Historiker“ (S. 38) betrachtet. Zwar kann sie aus seinen Reisenotizen zitieren, aber das Bild seiner Tätigkeit als Archivar im besetzten Polen während des Krieges bleibt doch unschärfer als in der umfassenden Betrachtung des „Osteinsatzes“ deutscher Archivare durch Stefan Lehr.<sup>1</sup>

Ähnliches gilt für die Betrachtung des gesamten wissenschaftlichen Werkes: H. erkennt bei Forstreuter eine „obsession for ethnicities and boundaries“ (S. 58), erfasst aber die Problematik der Siedlungsgeschichte Kleinlitauens nur teilweise. Im Norden Ostpreußens war aufgrund der frühneuzeitlichen litauischen Siedlung die dominierende Volksbodentheorie im Kontext der deutschen Ostforschung politisch dysfunktional. Forstreuter griff daher, im Gegensatz zu Hans und Gertrud Mortensen, die anfangs volksgeschichtlich argumentierten, auf ein traditionelles, borussisches Erklärungsmuster zurück, das letztlich für die Begründung deutscher Gebietsansprüche nach dem Ersten Weltkrieg kompatibler war.

Zwar führt die Vf. die zentrale Literatur zur Ostforschung an, sie scheint sie aber nur cursorisch zur Kenntnis genommen zu haben, sonst hätte sie vielleicht bemerkt, dass – anders als von ihr behauptet – wichtige Beiträge nicht zuletzt von deutschen und polnischen Mediävisten vorgelegt wurden.

Der zweite Teil der Studie beschäftigt sich mit der Präsenz von Juden in der Historiografie zum Deutschordensstaat von Peter von Dusburg bis in die Gegenwart; es geht der

<sup>1</sup> STEFAN LEHR: Ein fast vergessener „Osteinsatz“. Deutsche Archivare im Generalgouvernement und im Reichskommissariat Ukraine, Düsseldorf 2007.

Vf. hier also um eine Überprüfung der Ausführungen Forstreuters. Dazu diskutiert sie ausführlich die Echtheit des Judenparagrafen in der Landesordnung von 1309, die bei Simon Grunau zuerst überliefert ist, und begibt sich dann in die Tiefen der Diskussion zu den vermeintlichen oder heute nicht mehr erhaltenen Chroniken, auf die sich Grunau beruft. Als Ergebnis nimmt sie an, dass es die Landesordnung gegeben habe, der Judenparagraf aber von Grunau hinzugefügt worden sei. Zielführender allerdings ist, wie H. einräumt, die Recherche nach anderen Quellen zur jüdischen Anwesenheit. Die Auswahl des Bezugsfeldes ist dabei nicht ganz einleuchtend: Neben Preußen wird die Neumark berücksichtigt, Altlivland dagegen kaum. Zudem nimmt H. keine Unterscheidung zwischen den preußischen Regionen und Pommerellen bzw. den ehemals polnischen Gebieten vor. Mit der Fixierung auf den Staat des Deutschen Ordens geht eine wichtige Erkenntnis (nicht) nur der polnischen Historiografie zum Deutschordensland Preußen verloren: die regionale Dimension seiner Geschichte. Hier wäre zu erwarten gewesen, die angrenzenden polnischen Gebiete genauer zu betrachten, die sich ja gerade im Hinblick auf die jüdische Geschichte seit dem 14. Jh. von der des Heiligen Römischen Reiches unterscheiden. Zudem geht die Vf. auch der Erwähnung von Fremden als Indiz für die Anwesenheit jüdischer Reisender nur ansatzweise nach.

In den Schlussfolgerungen verknüpft die Verf. ihre Befunde mit aktuellen Themen wie der Restitution von Kulturgütern. In der Hauptsache kommt sie allerdings zu dem Ergebnis (S. 280), dass sich ihre Hypothesen nicht eindeutig belegen lassen. Die These, niemand habe bislang das Bild des Deutschordensstaates als anti-jüdisches Bollwerk in Frage gestellt, ruft allerdings ein gewisses Erstaunen beim Rezensenten hervor. Dieses Urteil wie auch die These, dass die Geschichte des Ordenslandes in Polen seit der deutschen Wiedervereinigung marginal geworden sei (S. 1 f.), lässt sich nur mit Unkenntnis der polnischen Wissenschaftslandschaft erklären. Zwar führt die Vf. durchaus die polnische Forschungsliteratur an, rezipiert sie aber doch nur oberflächlich.

Insgesamt enthält die vorliegende Studie zahlreiche interessante Fragestellungen und Hypothesen. Es fehlt aber eine systematische, gründliche Untersuchung. Stattdessen liefert sie Thesen und Schlussfolgerungen, die teils plausibel, teils nicht immer nachzuvollziehen sind. Hinzu kommt, dass solche Feststellungen wie die, es habe im Kontext der Ostforschung keine objektive Geschichtsforschung gegeben, nicht wirklich neu sind. Vielmehr folgt die Vf. der Spur Michael Burleighs, dessen *German Turns Eastwards*<sup>2</sup> sie allerdings erstaunlicherweise nicht anführt. Dabei lässt sich vermuten, dass sowohl das Thema als auch die Veröffentlichung auf Englisch für einen größeren internationalen Leserkreis sorgen sollten. Wenn die Vf. betont, dass sie als Mediävistin in besonderer Weise befähigt sei, das Thema zu untersuchen (S. 4), bleibt insgesamt festzustellen, dass der Erkenntnisgewinn nach der Lektüre mit den Ansprüchen des Buches nicht Schritt hält. Letztlich werden die im Titel annoncierten Aspekte kaum mehr als durch eine Konjunktion zusammengehalten.

Szczecin

Jörg Hackmann

<sup>2</sup> MICHAEL BURLEIGH: *Germany Turns Eastwards. A Study of Ostforschung in the Third Reich*, Cambridge 1989.

**Thomas Biller: Die mittelalterlichen Stadtbefestigungen im deutschsprachigen Raum.** Ein Handbuch. Teil 1: Systematischer Teil; Teil 2: Topographischer Teil. Philipp von Zabern. Darmstadt 2016, 359 S., Ill., Kt.; 360 S., Ill. ISBN 978-3-8053-4975-8. (€ 129,-)

Seitdem das mesopotamische Uruk etwa 2700 v. Chr. eine Mauer mit dutzenden halbkreisförmigen Türmen verpasst bekam, gehört die Bewehrung einer Stadt untrennbar zu ihrem Bild. Besonders eine mittelalterliche Stadt ist ohne einen Mauerring kaum vorstellbar. Freilich gab es Städte, die sich mit einer Erdholzanlage aushalfen bzw. gänzlich ohne Wehranlagen auskamen, doch eine Stadtmauer sicherte in aller Regel einer Stadt ihr Über-



leben. Sie war eine *conditio sine qua non* für die freien Reichsstädte wie auch ein Statussymbol.

Die Bedeutung der Stadtmauer scheint allerdings im umgekehrten Verhältnis zu ihrer wissenschaftlichen Erforschung liegen. Die gelegentlichen Schriftquellen fixierten ihre Entstehungszeit, viel seltener hingegen ihre etlichen Um- und Ausbauphasen. Kaum jemand hat sich aber bisher die Mühe gemacht, die wenigen Angaben dazu vergleichend darzustellen. Erschwerend kommt hinzu, dass die Stadtmauern, seit sie ab dem 18. Jh. ihre Funktion verloren hatten, stadtplanerischen und ästhetischen Baumaßnahmen zum Opfer fielen. Unser Bild von ihnen ist daher verzerrt – nur wenige größere Städte sahen in den Stadtmauern Denkmäler ihrer einstigen Macht und retteten daher größere Teile (Nürnberg) oder zumindest repräsentative Abschnitte bzw. Einzelelemente (Lübeck, Krakau) vor dem Abbruch. Bisweilen fehlten den Städten auch schlicht die finanziellen Mittel für den Abbruch, so z. B. in Kulm (Chełmno).

Nicht nur deswegen bilden sie für Bauforscher und erst recht Kunsthistoriker ein undankbares Terrain. Anders als Sakralbauten wurden sie in den seltensten Fällen dekorativ ausgestattet. So zumindest lautete die gängige Meinung der Kunsthistoriker, wie auch in Bezug auf den Burgenbau, wo Militärgeschichtlern, Architekten oder Archäologen bis vor einiger Zeit das Feld überlassen wurde. Doch nun zeichnet sich auch bei der Erforschung von Stadtmauern ein Umschwung ab. Spätestens seit etwa 1400 lassen sich architektonische Eigenschaften einzelner Stadtmauern nachweisen. So stellen sie eine interdisziplinäre Forschungsaufgabe u. a. für (Architektur-)Historiker, die mit bildlichen bzw. schriftlichen Quellen arbeiten, dar.

Angesichts der beträchtlichen Forschungslücke muss man umso mehr die bahnbrechende, akribische Arbeit des Berliner Architekten und Bauhistorikers Thomas Biller bewundern, der nach über zwanzigjähriger Arbeit ein zweibändiges, mit insgesamt 529 Abbildungen versehenes Kompendium zu Stadtmauern im Mittelalter im deutschen Sprachraum vorgelegt hat.

Im ersten, systematischen Teil werden die Stadtmauern in vielerlei Hinsicht analysiert – von Forschungsstand und Methodik über Vorbilder, Frühformen und Baumaterial bis hin zu den einzelnen architektonischen Elementen einer Stadtbefestigung (Türmen, Toren, Torzwingern, Rondellen oder Barbakanen, die er detailliert auffächert. In einem gesonderten Kapitel setzt sich B. mit der Bauorganisation und -finanzierung sowie mit dem anschließenden Unterhalt dieser kostspieligen Großprojekte auseinander. In einer knappen Zusammenfassung stellt er vier Landschaften heraus, die eine große formale und chronologische Einheitlichkeit aufweisen – das Rheinland, das landgräfliche Hessen, die mit lübi-schen Stadtrechten ausgestatteten Städte der Ostseeküste sowie die Mark Brandenburg mit dem „Wiekhaussystem“.

Der zweite Band behandelt die Stadtbefestigungen in topografischer Reihenfolge von Süden nach Norden. Die 29 Kapitel stellen Regionen vom österreichischen Vor- und Alpenland einschließlich des italienischen Südtirols und des einst ungarischen Burgenlandes bis hin zur Nord- und Ostseeküste vor. Mit Schlesien, Pommern und dem Deutschordensland Preußen behandelt er den ostmitteleuropäischen Raum in quantitativer Hinsicht wenig, aber durchaus mit dem nötigen Gewicht, denkt man z. B. an das Schwedter Tor in Königsberg in der Neumark (Chojna), das B. zufolge „zu den baukörperlich reichsten Tortürmen des deutschen Raumes“ gehöre (Abb. 100). Hierzu zählt auch das einst als „schlesisches Rothenburg“ apostrophierte Patschkau (Paczków) mit seinem vollständig erhaltenen Mauerring um die Stadt – es gilt seit 1945 als das polnische Carcassonne.

Dem Vf. zufolge orientiert sich der Aufbau „im Prinzip an der politischen Gliederung der Gegenwart“, nur in den heute polnischen Regionen „musste auf historische Grenzen zurückgegriffen werden, das Deutschordensland und Brandenburg sind anhand ihrer mittelalterlichen Ausdehnung definiert, Schlesien als preußische Provinz“ (Teil 2, S. 6). Ohne sich darauf einzulassen, ob eine historische Gliederung im Westen ebenfalls durchführbar gewesen wäre, ist dieses Vorgehen für das heutige Polen generell zu bejahen, man prakti-

zierte es bereits bei binationalen Forschungsvorhaben wie dem *Dehio-Handbuch der Kunstdenkmäler* für Schlesien und Kleinpolen. Für Schlesien regt die Formulierung aber etwas zum Nachdenken an, da sie wenig konsequent ist – Görlitz wird etwa unter Sachsen behandelt (versehen mit der Bezeichnung „eigentlich schlesisch“, was wohl die Zeit 1815-1945 betrifft), Lauban (Lubań) aber unter Schlesien – besser wäre es gewesen, die Oberlausitz insgesamt bei Sachsen oder bei Schlesien zusammenzufassen. Die gelegentliche Verwendung der Adjektive „ostpreußisch“ und „westpreußisch“ verwirrt, weil sich diese administrativen – nicht geografischen – Bezeichnungen bereits vor 1945 wandelten; ebenso lag nach dem definierten Bezugsrahmen das Ordensland nicht in Pommern, was nur ein Beispiel für die gelegentlich uneinheitliche Handhabung geografischer und politischer Begriffe darstellt (vgl. Teil 1, S. 69, 111, 140, 287). Die heutigen Namen nennt B. nur in der Konkordanztafel, nicht aber im Fließtext oder im Ortsregister, was wohl mit der Arbeitsökonomie eines derartigen Mammutwerks entschuldigt werden kann.

Die Heranziehung der polnischen Fachliteratur ist freilich lobenswert, auch wenn dies kleine Tücken birgt. Bei dem Verweis auf das Werk *Mury obronne miast dolnego slaska* [sic!] (Teil 2, S. 221) wird kein Autor genannt; ähnlich ungenau und ohne präzisen Beleg heißt es zu Löwenberg (Lwówek Śl.): „die Streichwehr wurde nach örtlicher Forschung von Hieronimus Archonatti aus Mailand Mitte 16. Jh. erbaut“ (Abb. 481). Der beschwerliche Umgang mit einer Fremdsprache mündet bisweilen in Asymmetrien in der imposanten Bibliografie: Warum werden dort z. B. drei ohnehin falsch zitierte Artikel zu den wenig auffälligen Stadtmauern Gleiwitz' (Gliwice) genannt, wenn Dutzende andere Aufsätze zu bedeutenden Bauwerken fehlen? Als Vergleichsbeispiel hätte man den Klassiker von Jarosław Widawski<sup>1</sup> heranziehen sollen, der ein vergleichendes Bild von Stadtmauern im mittelalterlichen polnischen Königreich liefert. An deren Bau und Erhalt war schließlich das deutsche Patriziat in einem noch zu untersuchenden Ausmaß mitbeteiligt. Wenn dies eher als Ergänzungsvorschlag gemeint ist, so stellt die Herausnahme Böhmens einen deutlichen Mangel des Buches dar. Für eine Berücksichtigung hätte gesprochen, dass es ein partiell deutsches Sprachgebiet war sowie – anders als das berücksichtigte Ordensland Preußen und das nicht berücksichtigte Ordensland Livland – Bestandteil des Reiches. Überdies fällt es schwer, Regelmäßigkeiten bei den Stadtmauern Schlesiens ohne einen Blick auf die böhmischen Verhältnisse festzustellen – war doch Schlesien seit spätestens Mitte des 14. Jh. ein Nebenland der böhmischen Krone, was sich in der Architektur auf markante Weise widerspiegelt. Die Erklärung ist hier womöglich ganz simpel und wird auch von Biller genannt: Es gibt so gut wie keine zusammenfassende Literatur zu den böhmischen Stadtmauern.

Eine Reihe weiterer Einzelbeobachtungen sind bei einer Arbeit von solchen Dimensionen freilich zu machen. Bei eingehender Lektüre zu den östlichen Regionen fällt auf, dass der Vergleich mit den Burgen oftmals etwas zu knapp geraten ist. Können die Stadtmauern Marienburgs (Malbork) wirklich ohne die parallel verlaufenden drei Linien der Parchamauern der dortigen Burganlage betrachtet werden, zumal es bei einer Machtzentrale des Ordens naheliegt, sie als einen nachzuahmenden Primärbau zu betrachten? Lässt sich etwa das dortige Brückentor mit seinen flankierenden wuchtigen Türmen nicht als Vergleich zum Danziger Krantor oder dem Hohen Tor von Heilsberg (Lidzbark Warmiński) heranziehen? Der Sonderfall, der mit Mauern und mannigfaltigen Turmformen besetzte Dombezirk in Frauenburg (Frombork), hätte mehr Platz verdient als nur eine flüchtige Erwähnung (Teil 1, S. 207) – auch wenn das Unterkapitel „Domburgen“ primär auf frühmittelalterliche Bauten fokussiert. Wenn die Machtsymbole des Ordens – Putzfriese mit diagonal eingeordneten Ordensschildern – an den Stadtmauern des Preußenlandes erwähnt werden,

<sup>1</sup> JAROSŁAW WIDAWSKI: Miejskie mury obronne w państwie polskim do początku XV wieku [Die Stadtbefestigungen im polnischen Staat bis zum Beginn des 15. Jh.], Warszawa 1973.

dann sollte man ihr analoges Auftreten an Burgen – so an der Parchammauer der Thorner Burg – ebenfalls aufführen.

Die oben aufgelisteten Problemfelder verstehen sich kaum als Kritikpunkte, vielmehr als eine Anregung für weitere Forschungen. Die Kritik, das Buch habe Böhmen und die Komparatistik mit der Burgenarchitektur weitgehend ausgelassen, wäre insofern anmaßend, als bereits das Vorgelegte an die Grenzen dessen stößt, was ein Einzelmensch in der ihm gegebenen Zeitspanne bewältigen kann. Vielmehr: *Chapeau Bas!* vor dem ersten umfassenden Handbuch zur Stadtbefestigung im deutschsprachigen Raum überhaupt.

Gdańsk

Tomasz Torbus

**Köpenick vor 800 Jahren.** Von Jacza zu den Wettinern. Archäologie – Geschichte. Hrsg. von Michael Lindner und Gunnar Nath. (Beiträge zur Denkmalpflege in Berlin, Bd. 42.) Nicolai. Berlin 2014. 277 S., Ill., graph. Darst. ISBN 978-3-89479-885-7. (€ 34,95.)

Die Anfänge der heutigen Bundeshauptstadt Berlin sind nicht allein auf die Doppelstadt Berlin-Cölln zurückzuführen, sondern auch die zunächst bedeutenderen slawischen Burgstädte (Alt-)Spandau und Köpenick hatten im 12. und 13. Jh. Anteil an der geschichtlichen Entwicklung. Der östlicheren der beiden älteren frühstädtischen Siedlungen widmeten drei an der Geschichte Köpenicks interessierte Institutionen, die Monumenta Germaniae Historica an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, das Kunstgewerbemuseum Köpenick und das Landesdenkmalamt Berlin, im Februar 2009 eine internationale Tagung „800 Jahre Köpenick. Von Jacza zu den Wettinern: Herrschaft, Burg und Stadt Köpenick im 12. und 13. Jahrhundert“.

Anlass war die Ausstellung einer Urkunde durch den Markgrafen Konrad von der Ostmark/Lausitz in Köpenick 800 Jahre zuvor, am 10. Februar 1210. Durch die Publikation der Vorträge ist den Hrsg. Michael Lindner und Gunnar Nath ein über die komplizierte Gemengelage verschiedener Gruppen und Dynastien an Havel und Spree im hohen Mittelalter informierender Sammelband gelungen. Köpenick wird jedoch nicht durch die das Jubiläum begründende Urkunde des den wettinischen Dedoniden angehörenden Markgrafen erstmals erwähnt, sondern durch eine Anzahl von Münzen, auf denen ein sich als Jacza oder ähnlich bezeichnender Prägeherr mit dem Zusatz „Copic“ und zwei Mal auch mit dem Titel „knes“ (Fürst) abbilden ließ. In die geschichtliche Literatur ist er als Jacza von Köpenick eingegangen, aber Lindner muss in seinem Beitrag zunächst die Frage stellen, „wer war Jacza – und wenn ja, wie viele?“ (S. 154). Während in der älteren polnischen ebenso wie in der deutschen Forschung darüber gestritten wurde, ob die mit unterschiedlicher Schreibweise in verschiedenen Texten aus dem ostelbischen Markengebiet, Pommern, Groß- und Kleinpolen sowie Schlesien und eben auf den Brakteaten genannten Namen sich auf ein einziges Individuum oder mehrere Individuen bezogen, gelingt es Lindner überzeugend darzulegen, dass es sich bei Jacza um eine Person elbslawischer Herkunft (S. 158) handelte, die nach dem Tod des Herrn der Brandenburg, Pribislaw/Heinrich, im Jahr 1150 Anspruch auf dessen Erbe erhob und dem Nachdruck verlieh, indem sie die Burg in der Havel wohl 1153 eroberte. Nachdem ihm sein Konkurrent Albrecht der Bär 1157 die Brandenburg wieder entrissen hatte, residierte Jacza in Köpenick und setzte, nachdem sein einziger Sohn als Geisel Friedrich Barbarossas in Prag verstorben war, die Fürsten der Pommern als Erben seiner Herrschaft in Köpenick ein. Jacza verfügte über beste Beziehungen zu den piastischen Fürsten insbesondere Schlesiens und Kleinpolens; verheiratet war er mit einer Tochter des schlesischen Magnaten Peter Wlast. Nach Teilnahme an einem Aufstand gegen Boleslaw IV. im Jahr 1166, Kreuzzügen nach Palästina und Klostergründungen in Zwierzyniec und Miechów verstarb Jacza wohl im Jahr 1176 (S. 163) und wurde in seiner Stiftung Miechów begraben.

Das nun von den Fürsten der Pommern übernommene „Köpenick dürfte als Stützpunkt der vereinigten Pommern und Lutizen“ gedient haben, die von dort aus 1179 militärische Einfälle in die Niederlausitz und ins Jüterboger Land vornahmen, so Lindner in einem

weiteren Beitrag (S. 11). Nach ihrer Niederlage gegen Dänen und Ranen 1184/85 setzte von Süden her eine Gegenbewegung ein, die vor allem von Markgraf Konrad von Landsberg getragen wurde und letztendlich auf Lebus zielte, das 1209 erobert wurde. Auf dem langen Weg dorthin könnte Köpenick nach 1186 in wettinische Hand gefallen sein, wie Lindner in seinem dritten Beitrag „Conradus Orientalis marchio und die urkundliche Ersterwähnung Köpenicks im Jahr 1210“, hier S. 25 f., schildert.

Der Sammelband flankiert die Entwicklung Köpenicks von einer seit etwa 875 nachweisbaren kleinen mittelslawischen Burganlage über die wahrscheinlich um das Jahr 1000 von den expandierenden polnischen Piasten ausgebaute und vergrößerte Befestigung zum Wirkungsort Jaczas und Konrads von Landsberg mit Beiträgen zu seiner archäologischen Erforschung (von Gunnar Nath, Norbert Benecke und Felix Biermann), zu der im 19. Jh. abgerissenen und durch einen Neubau ersetzten Köpenicker Laurentiuskirche (Dirk Schumann) und mit einer weiteren Würdigung des Wirkens Jaczas (Jaroslaw Wenta).

Das weitere Umfeld Köpenicks „zwischen Elbe und Oder, an Havel und Spree“ wird in einem so überschriebenen zweiten Kapitel des Bandes thematisiert. Christoph Mielzarek untersucht die so wichtigen dynastischen Beziehungen des 12. und 13. Jh. („Heiraten oder kämpfen. Ostsächsisch-piastische Beziehungen in der Mitte des 12. Jahrhunderts“), und Lutz Partenheimer beschreibt das Wirken des großen Konkurrenten Jaczas, des Markgrafen Albrechts des Bären und seiner Nachfolger. Er hält dabei an der (auf S. 147 f. ausführlich dargestellten) von Rolf Barthel und Helmut Assing vertretenen These auch eines starken erzbischöflich-magdeburgischen Einflusses auf das spätere Berliner Gebiet und den südöstlichen Barnim fest, die jedoch von dem im April 2017 verstorbenen Ulrich Waack ein weiteres Mal abgelehnt wird, weil sie hauptsächlich auf der Interpretation von Ortsnamen beruht, die aber vor allem wettinische Bezüge erfahrbar werden lassen. Kerstin Kirsch betrachtet pommersche und askanische Einflüsse in der Uckermark und dem nördlichen Barnim, und Uwe Michas zeigt anhand der Ausgrabungen in Alt-Spandau seit dem Jahr 2005 die Bedeutung dieser an der Mündung der Spree in die Havel gelegenen slawischen Burgstadt, deren südöstliches Suburbium eine erhebliche Ausdehnung aufwies und mit einem gentilreligiösen Heiligtum aufwarten konnte.

Ein letztes, mit „Quellen, Fakten und Fiktionen“ etwas kryptisch überschriebenes drittes Kapitel enthält Beiträge von Bernd Kluge zur Numismatik („Ein slawischer Fürst verwirrt die brandenburgische Geschichte? Jacza von Köpenick und die Münzprägung in Brandenburg vor 1170“), von Eberhard Kirsch über die Entwicklung der Schildhorn-Sage („Jaxa von Köpenick in der deutschen Volkssage – Befunde und Deutung“) und von Piotr Olinski zum polnischen Interesse an Köpenick im 19. Jh.

Ein Anhang mit der von Lindner besorgten „Abbildung, Edition und Übersetzung der Urkunde der Ersterwähnung Köpenicks von 1210“, einer ebenfalls von ihm erstellten „Zeittafel zu den Anfängen der Köpenicker Geschichte“ sowie einem Quellen- und Literaturverzeichnis rundet den vor allem in den Beiträgen von Lindner flott geschriebenen und gut lesbaren Band ab, der allerdings zeitweise eine bessere redaktionelle Betreuung verdient gehabt hätte. Gewidmet ist er insbesondere der kurz nach der Tagung verunglückten Landeshistorikerin Lieselott Enders (S. 19). Einer Widmung ebenso würdig gewesen wäre der 2010 verstorbene Joachim Herrmann, der 1955-1958 die Ausgrabungen auf der Burg Köpenick leitete (S. 34), ihre Ergebnisse veröffentlichte und an der Tagung im Jahr 2009 gleichfalls teilgenommen hat.

Leipzig

Matthias Hardt

**Akteure mittelalterlicher Außenpolitik.** Das Beispiel Ostmitteleuropas. Hrsg. von Stephan Flemmig und Norbert Kersken. (Tagungen zur Ostmitteleuropaforschung, Bd. 35.) Verlag Herder-Institut. Marburg 2017. VI, 376 S., graph. Darst. ISBN 978-3-87969-415-0. (€ 57,50.)

Es wird kaum zu bestreiten sein, dass das Themenfeld der Außenbeziehungen zwischen verschiedenen Herrschaftskomplexen im mittelalterlichen Europa in den vergangenen Jahren deutlich stärker als zuvor in das Blickfeld der Forschung gerückt ist. Mehrere sowohl inhaltlich als auch methodisch bedeutende Studien nahmen dabei die Situation im westlichen Teil des Kontinents in den Blick, wohingegen die Situation im östlichen Mitteleuropa bisher vergleichsweise wenig Beachtung fand. Auf dieser Einschätzung (vgl. S. 1) aufbauend, versuchen die Hrsg. und Beiträger des hier rezensierten Sammelbandes, der das Ergebnis einer am 14. und 15. Oktober 2014 am Herder-Institut in Marburg abgehaltenen Fachtagung darstellt, die Forschungsdiskussion in diesem Feld zu bereichern.

Unter Außenpolitik respektive Außenbeziehungen können nach den Hrsg., die hier den Vorarbeiten von Dieter Berg<sup>1</sup> folgen, „im weitesten Sinne jene politischen Aktionen eines Herrschers verstanden werden, die über die Grenzen des eigenen Machtbereiches hinausweisen und höchst unterschiedliche Ziele unter Verwendung eines geeigneten Instrumentariums politischer Kommunikation verfolgen“ (S. 1). Für die Beantwortung der in der Einleitung aufgeworfenen Leitfragen nach den Konzeptionen außenpolitischen Handelns, seinen Akteuren oder den von ihnen genutzten Medien wurde eine doppelte, vergleichende Perspektive gewählt: Zum einen sollen Akteure in den zahlreichen ostmitteleuropäischen Herrschaftskomplexen in den Blick genommen werden, zum anderen aber ebenso ihre Interaktionspartner aus den Herrschaftsgebilden in der westlichen Nachbarschaft. Zudem lassen sich die unterschiedlichen Beiträge des Sammelbandes drei thematischen Zugängen zuordnen (vgl. S. 5):

Nach einem ebenso umfangreichen wie lesenswerten Überblick des Hrsg. Norbert Kersken über die wichtigsten älteren und gegenwärtigen sowie mögliche zukünftige Forschungsperspektiven auf das Themenfeld „Außenpolitik“ im gesetzten zeitlichen und geografischen Rahmen widmen sich die ersten drei Beiträge dem Phänomen „Außenbeziehungen“ auf der Ebene ihrer dynastischen Träger. So sucht Robert Antonín nach den maßgeblichen Akteuren und Mechanismen für die Außenpolitik der letzten Premysliden-Herrscher, während Rimvydas Petrauskas die möglichen Ausdrucksformen und Handlungsspielräume für die internationale Politik der litauischen Großfürsten in der zweiten Hälfte des 14. Jh. charakterisiert. Rafał S i m i ń s k i beschäftigt sich anschließend mit der Rolle pommerscher Diplomaten in der Kommunikation zwischen dem Herzogtum Pommern-Stolp und dem Deutschen Orden in Preußen im späten 14. und frühen 15. Jh. Eine ähnliche Perspektive nimmt auch Lenka B o b k o v á ein, die die multilateralen Verhandlungen auf zwei bedeutenden Herrschertreffen in Trentschin und Visegrád im Jahr 1335 untersucht.

Die daran anschließenden Beiträge eint ein zweiter thematischer Zugang, der den Blick auf die Stände als außenpolitische Akteure richtet. Tetiana Grygorieva und Dariusz Wróbel tun dies am Beispiel Polens am Ende des 15. Jh. bzw. in den einschneidenden Phasen 1382-1386 und 1434-1438, wohingegen Alexander Baranov die Beziehungen zwischen dem Deutschen Orden in Livland und dem Großfürsten Ivan III. von Moskau untersucht und beiden Seiten ein Verhältnis „zwischen Bündnis und Konfrontation“ attestiert. Die Politik des Deutschen Ordens steht auch im folgenden Beitrag des Hrsg. Stefan Flemmig im Mittelpunkt, der versucht, die Einflussnahme sächsischer Berater auf die

---

<sup>1</sup> Vgl. etwa DIETER BERG: Deutschland und seine Nachbarn 1200-1500, München 1997, S. 1, oder DERS.: Einleitung, in: DERS., MARTIN KINTZINGER u. a. (Hrsg.): Auswärtige Politik und internationale Beziehungen im Mittelalter (13. bis 16. Jahrhundert), Bochum 2002, S. 11-14.

Außenpolitik des Hochmeisters Friedrich von Wettin nachzuvollziehen. Im Anschluss daran widmet sich Julia Burkhardt den außenpolitischen Dimensionen von polnischen und ungarischen Reichsversammlungen. Letztere seien zum Ende des 15. Jh. in beiden Regionen „zu einem festen Bestandteil des politischen Ordnungsgefüges avanciert“ (S. 196). Abgeschlossen wird der zweite thematische Block von Uwe Tresp, der die großen Linien der böhmischen Außenpolitik in der zweiten Hälfte des 15. Jh. recht treffend unter dem Titel „Gewalt und Diplomatie“ zusammenfasst.

Die darauffolgenden Beiträge vertreten allesamt einen dritten Zugang, der die Rolle(n) von Vermittlern, Beratern und Gelehrten in der Organisation von Außenbeziehungen verstärkt in den Vordergrund rückt. So sucht Dániel Bági nach weltlichen sowie kirchlichen Vermittlern in den Auseinandersetzungen um die angevinische Thronfolge im Polen des 14. Jh., während Mario Müller die Träger der Außenbeziehungen im spätmittelalterlichen Kurfürstentum Brandenburg in den Blick nimmt. Adam Szveda widmet sich dem Verhältnis der polnischen Könige zu ihren Räten im Zuge der Beziehungen zum Deutschen Orden, und schließlich thematisiert Paul Srodecki den Einfluss von humanistischem Wissens- und Kulturtransfer in Ostmitteleuropa auf die Diplomatie an den Herrscherhöfen der Jagiellonen und Hunyadis.

Abgerundet wird die abwechslungsreiche Zusammenstellung des Sammelbandes durch das lesenswerte Tagungsresümee Martin Kintzingers, in dem nicht nur die einzelnen Beiträge nochmals ihre Würdigung erfahren, sondern ebenso das auch in Zukunft bedeutende Erkenntnispotenzial der Ostmitteleuropaforschung für die gesamteuropäische Mittelalterforschung hervorgehoben wird (S. 351). Am Ende des Bandes findet der Leser zwischen dem üblichen Abkürzungsverzeichnis sowie einer Übersicht der Autorinnen und Autoren auch ein umfangreiches Orts- und Personenregister, das eine rasche Orientierung bei der Suche nach bestimmten Informationen oder Schlagworten ermöglicht.

Abschließend ist hervorzuheben, dass es den Hrsg. sowie den Vf. der insgesamt 17 Beiträge mittels der von ihnen gewählten methodischen und perspektivischen Zugänge sehr gut gelingt, die in der Einleitung vorgestellten Fragenkomplexe zum Themenfeld „Außenpolitik“ bzw. „Außenbeziehungen“ um zahlreiche neue Erkenntnisse zu bereichern und auf diese Weise nicht nur der Ostmitteleuropaforschung, sondern auch der europäischen Mittelalterforschung insgesamt wertvolle Impulse für weiterführende Diskussionen zu geben.

Leipzig

Eric Böhme

**Amtsbücher des Deutschen Ordens um 1450.** Pflegeamt zu Seehesten und Vogtei zu Leipe. Hrsg. und bearb. von Cordula A. Franzke und Jürgen Sarnowsky. (Beihefte zum Preußischen Urkundenbuch, Bd. 3.) V&R Unipress. Göttingen 2015. 406 S., Ill. ISBN 978-3-8471-0358-5. (€ 55,-)

Die vorliegende Quellenedition, die dankenswerterweise durch den Verlag auch im Open Access zur Verfügung gestellt wird<sup>1</sup>, ist im Rahmen des DFG-Projekts „Quellen zur Wirtschaftsführung untergeordneter Amtsträger des Deutschen Ordens in Preußen“ an der Universität Hamburg entstanden.<sup>2</sup>

In der Tradition der Deutschordensforschung in Preußen wurden bislang vor allem zentrale Quellen zur Verwaltung und Wirtschaftsführung des Deutschen Ordens<sup>3</sup> ediert; regio-

<sup>1</sup> [http://www.v-r.de/\\_uploads\\_media/files/9783847103585\\_franzke\\_sarnowsky\\_ambuecher\\_wz\\_075344.pdf](http://www.v-r.de/_uploads_media/files/9783847103585_franzke_sarnowsky_ambuecher_wz_075344.pdf) (29.08.2017).

<sup>2</sup> Auch die Liegerbücher der Großschäfferei Königsberg (Ordensfolianten 150-152) sollen demnächst als Resultat dieses Projekts erscheinen.

<sup>3</sup> Z. B. WALTHER ZIESEMER (Hrsg.): Marienburger Konventsbuch, Danzig 1913; DERS. (Hrsg.): Das Ausgabenbuch des Marienburger Hauskomturs für die Jahre 1410-1420,

nale Ämter blieben dabei weitestgehend ausgespart.<sup>4</sup> Dabei lassen sich im Geheimen Staatsarchiv in Berlin diverse Ordensfolianten mit Einnahme- und Ausgaberegistern von verschiedenen regionalen Pflegeämtern besonders für das 15. Jh. finden, die noch einer Edition harren.<sup>5</sup>

Die von den Hrsg. Cordula A. Franzke und Jürgen Sarnowsky gewählten Ämter stechen also kaum durch übergreifende Relevanz für die Verwaltung und Wirtschaft des Deutschordenslands Preußen insgesamt hervor; bewusst wird der Blick eben auf die regionalen Facetten der Herrschaft des Deutschen Ordens gelenkt. Das unselbständige Pflegeamt zu Seehesten gehörte zu der im östlichen Preußen gelegenen Komturei Balga und lag darin weit südlich, nahe an der Grenze zu dem polnischen Herzogtum Masowien in der eher menschenleeren sog. „Großen Wildnis“. Die selbständige Vogtei Leipe, nicht abhängig von einer übergeordneten Komturei, gehörte wiederum zu den kleinen, gut besiedelten Ämtern aus der Anfangszeit des Deutschen Ordens in der Gegend von Thorn und Kulm. Man kann also nicht unbedingt von vergleichbaren Verwaltungs- und Wirtschaftsbedingungen dieser beiden Ämter sprechen. Die Wahl der beiden um 1450 aufgezeichneten Amtsbücher folgte, wie von den Hrsg. (S. 11) auch bestätigt, offenbar eher aufgrund der günstigen Überlieferung. Eine Auseinandersetzung allerdings über die Eigenarten bzw. Verschiedenartigkeit der beiden Ämter in der insgesamt recht kurz gehaltenen Einleitung findet leider nicht statt. Dies wäre aber gerade vor dem Hintergrund der Informationen aus anderen Quellen und der bisherigen Forschung zu beiden Ämtern doch hilfreich gewesen.<sup>6</sup>

Es folgt die Beschreibung der zugrundeliegenden Ordensfolianten 186 für Seehesten (Schmalfolio 434 Seiten, 19 Seiten davon unbeschrieben) und 186a für Leipe (Schmalfolio 102 Seiten, davon 25 Seiten unbeschrieben). Auch quantitativ sind also enorme Unterschiede zwischen den beiden Ämtern zu verzeichnen: In der Edition nimmt der Ordensfoliant 186 über 250 Seiten ein, während der andere Foliant nur knapp 60 Seiten beansprucht. Am Ende des einleitenden Teils steht ein recht kurz gehaltenes Editions- und Literaturverzeichnis. Auffällig ist hier (wie auch anderswo im Text), dass kaum polnischsprachige Forschungsarbeiten herangezogen wurden.<sup>7</sup>

Es folgt die eigentliche Edition der Folianten, ergänzt durch einige Briefe der Amtsträger aus dem Ordensbriefarchiv. Ein vierfaches, gut bearbeitetes Register (Personennamen;

---

Königsberg 1911; CHRISTINA LINK, JÜRGEN SARNOWSKY u.a. (Hrsg.), *Schuldbücher und Rechnungen der Großschäffer und Lieger des Deutschen Ordens in Preußen* (Bde. 1-3), Köln u. a. 2008-2013.

<sup>4</sup> Ausnahmen bilden hier sicherlich HEIDE WUNDER (Hrsg.): *Pfennigschuldbuch der Komturei Christburg*, Köln 1969; PAUL PANSKE (Hrsg.): *Urkunden der Komturei Tuchel. Handfesten und Zinsbuch*, Münster 2014 [Danzig 1911]; DERS. (Hrsg.): *Handfesten der Komturei Schlochau*, Münster 2014 [Danzig 1921].

<sup>5</sup> Ein Teil dieser Folianten ist online einsehbar: [http://archivdatenbank.gsta.spk-berlin.de/midosasearch-gsta/Midosasearch/xx\\_ha\\_of\\_hmk/index.htm](http://archivdatenbank.gsta.spk-berlin.de/midosasearch-gsta/Midosasearch/xx_ha_of_hmk/index.htm) (29.08.2017), allerdings nur für die Hochmeisterkanzlei; bezüglich der regionalen Zinsverzeichnisse siehe PETER G. THIELEN (Hrsg.): *Das Große Zinsbuch des Deutschen Ritterordens*, Marburg 1958, S. XVII-XXI.

<sup>6</sup> So hätte man beispielsweise das unedierte sogenannte „kleine Ämterbuch“ (OF 132), bis Ende 1449 erstellt, und das edierte Große Zinsbuch (THIELEN, wie Anm. 5, für die beiden Ämter: S. 20, 29, 74, 91) heranziehen können. Besonders zu Seehesten siehe auch GRZEGORZ BIALUŃSKI: *Bevölkerung und Siedlung im ordensstaatlichen und herzoglichen Preußen im Gebiet der „Großen Wildnis“ bis 1568*, Hamburg 2009.

<sup>7</sup> So hätte man durchaus hinzuziehen können JANUSZ TANDECKI, KRZYSZTOF KOPIŃSKI (Hrsg.): *Glosarium wyrazów i zwrotów ze średniowiecznych źródeł pruskich* [Glossarium der Ausdrücke und Wendungen aus den mittelalterlichen preußischen Quellen], Toruń 2011.

Berufe, Ämter und Personen ohne Namensbezeichnung; Handelswaren und Wortregister; Ortsnamen und Ortsbezeichnung) schließt die Edition ab.

Beim Durchblättern der eigentlichen Edition fällt auf, dass die Amtsbücher sehr verschiedenartige, teils disparate Einträge (zu Zinseinnahmen von den Dörfern, Städten, Mühlen, Krügen, Gärten; aber auch zu Schulden einzelner Einwohner, Grenzziehungen, Inventaraufzeichnungen aus den ordenseigenen Scheunen, Backhäusern, Küchen, Kellern, Wiesen, zu Einnahmeverzeichnissen der Ordensamtsträger sowie Ausgaben für „Hofgesinde“ etc.; auch zu Urkundenvergaben) verzeichnen. Wertvolle Informationen erhält man zur Urbarmachung von bestimmten Gebieten durch private Lokatoren mit der Unterstützung des Ordens in der Wildnis (z. B. S. 141). Auch über Betrüger im Dienste des Ordens (konkret: einen Hofmeister in Leipe, S. 310) erfährt man interessante Details. Der kurz gehaltene Anmerkungsapparat in der eigentlichen Edition beschränkt sich in der Regel auf die Auflösung von Personen- und Datumsangaben. Es werden jedoch an keiner Stelle kontextualisierende Hinweise zu vergleichender Forschungsliteratur über die ländlichen Schichten, um die es in der Edition doch am meisten geht, gebracht. Nochmals fällt die Nacktheit der Gesamtedition auf. Wie gesagt, die Informationen sind teils disparat und aufgrund des verwendeten mittel(ost)oberdeutschen Wirtschaftsvokabulars nicht ganz leicht zu erschließen. Man hätte sich hierfür doch eine Zusammenfassung des Inhalts, eine Kartierung der genannten Ortschaften, tabellarische Darstellungen der Abgaben und Dienste, ein Glossarium des benutzten Wirtschaftsvokabulariums gewünscht – sie hätten die Benutzung der Edition deutlich erleichtert (die wenigen Anmerkungen hierzu in der Einleitung, S. 11 ff., sind nicht ausreichend). Auch befinden sich beide Ämter in den Kontaktzonen zu Polen und Masowien – Hinweise zu den verschiedenen Ethnien (Prußen, Deutsche, Polen) aufgrund von anderen Rechtsformen (z. B. S. 106 oder S. 144 in der Edition) oder Diensten wären wichtig gewesen.

Das Resümee fällt daher eingeschränkt positiv aus: Die vorliegende Edition ist zweifelsfrei handwerklich gut gemacht, und es ist zu begrüßen, dass der Fokus von der zentralen Wirtschaftsführung und Verwaltung hin zum Regionalen verschoben wird. Man kommt jedoch nicht umhin, darauf hinzuweisen, dass sowohl in der Einleitung als auch im Editionstext selbst eine Chance verpasst wurde, die Folianten bezüglich ihrer Inhalte zusammenzufassen, zu kontextualisieren und durch die oben vorgeschlagenen Hilfestellungen generell dem Leser die Benutzung zu erleichtern.

Frankfurt (Oder) – Warszawa

Grischa Vercamer

**Paul W. Knoll: „A Pearl of Powerful Learning“.** The University of Cracow in the Fifteenth Century. (Education and Society in the Middle Age and Renaissance, Bd. 52.) Brill. Leiden – Boston 2016. XIV, 789 S., Ill., Kt. ISBN 978-90-04-31239-5. (€ 174,-.)

Paul W. Knoll ist Kenner der mittelalterlichen polnischen Geschichte ein Begriff. Der Emeritus der University of Southern California veröffentlichte mehrere Schriften zur Geschichte des mittelalterlichen Polen, u. a. eine Monografie zu Polen unter den letzten Piasten, deren Thesen bis heute Gültigkeit haben.<sup>1</sup>

Im hier zu rezensierenden Buch bietet der Vf. eine sehr umfangreiche Zusammenfassung der Geschichte der Krakauer Universität im Mittelalter. Das Thema ist an sich reizvoll und spannend. Das Krakauer *studium generale* gehörte zu den in Ostmitteleuropa im 14. Jh. neugegründeten Hochschulen. Vorbild war bekanntlich die von Karl IV. von Luxemburg 1347 errichtete Prager Universität, der 1364 in Krakau, 1365 in Wien und 1367 in Pécs neue Hochschulgründungen folgten. Von den luxemburgischen, piastischen, habsburgischen und angevinischen Gründungen bildet alleine die ungarische Universität eine

<sup>1</sup> PAUL W. KNOLL: The Rise of the Polish Monarchy. Piast Poland in East Central Europe 1320-1370, Chicago – London 1972.



Ausnahme: Sie entstand nicht am Herrschersitz von Ludwig I., sondern in einer – wenn auch bedeutenden – Bischofsstadt des Landes. Nach dem Tode des an der Gründung aktiv mitwirkenden örtlichen Bischofs konnte sie nicht weiter betrieben werden und wurde noch im 14. Jh. aufgelöst. Hingegen hat sich die Krakauer Universität zu einer der bedeutendsten Bildungsstätten Ostmitteleuropas entwickelt und ist heute eine der renommiertesten Universitäten Polens und Europas.

Das Buch gliedert sich in 11 Kapitel, die einem einführenden Abschnitt folgen, in dem von der mittelalterlichen universitären Tradition berichtet wird. Das erste Kapitel ist der Gründung der Universität gewidmet. Bekanntlich hätte auch die Krakauer Universität nach dem Tode von Kasimir III. unter bzw. nach der Herrschaft von Ludwig I. (als polnischer König 1370-1382) untergehen können, wenn Ludwigs Tochter Jadwiga und ihr Ehemann, Wladislaus Jagiełło, nicht finanziellen Beistand geleistet hätten. Im zweiten Kapitel wird die Beziehung zwischen der Stadt Krakau und seiner Universität, im dritten Kapitel die Verfassung der Hochschule (Würdenträger, Hierarchie) erörtert. Besonders interessant erscheint mir das fünfte Kapitel über die statistischen Daten der immatrikulierten Studenten. Aus ihnen lässt sich ablesen, dass die aus Ungarn stammenden Studenten besonders zahlreich vertreten waren

Das fünfte Kapitel ist der Rolle der Universität im „nationalen Leben Polens“ gewidmet. Aus dem Titel geht nicht klar hervor, was unter dem Begriff „nationales Leben“ in einem spätmittelalterlichen Kontext zu verstehen ist, aber aus dem Inhalt erfährt man, dass es sich um die meinungsbildende Rolle der Hochschule sowohl in der Laien- als auch der klerikalen Gesellschaft geht. Die Kapitel 6-9 sind der Geschichte der einzelnen Fakultäten gewidmet. Besonders relevant ist hierbei Kapitel 9 über die Theologische Fakultät. Krakau gehörte zu den Hochschulen, an denen die päpstliche Kurie zunächst der Abhaltung theologischer Lehrveranstaltungen nicht zustimmte.

Der Beziehung zwischen Universität und Humanismus ist ein eigenes Kapitel gewidmet. Es bedarf keiner weiteren Erklärung, was für eine wichtige Rolle die Krakauer Universität für die Entfaltung des Humanismus spielte. K. fasst außerdem zusammen, welche Humanisten an der Universität gewirkt haben.

Will man das hier besprochene Buch bewerten, ist eingangs festzustellen, dass es sich nicht um eine Monografie mit nagelneuen wissenschaftlichen Ergebnissen zur mittelalterlichen Geschichte der Krakauer Universität handelt. Vielmehr hat man es mit einer klassischen historischen Synthese zu tun, die darauf abzielt, sowohl für das akademische Fachpublikum als auch für allgemein interessierte Leser umfangreiche Kenntnisse zu vermitteln, die unser Wissen nicht nur zu einem äußerst interessanten Thema, sondern auch zum Phänomen des europäischen Hochschulwesens im Allgemeinen bereichern. Als eine solche Synthese ist das Werk von erstrangiger Bedeutung: Die präzise zusammengefasste Fachliteratur, darunter auch die wichtigsten polnischsprachigen Arbeiten, der vielseitige Zugang zum Thema und der gut gestaltete, leicht lesbare akademische Text machen es zu einer guten Lektüre.

Pécs

Dániel Bagi

**Livland – eine Region am Ende der Welt?** Forschungen zum Verhältnis zwischen Zentrum und Peripherie im späten Mittelalter. / *Livonia – a Region at the End of the World? Studies on the Relations between Centre and Periphery in the Later Middle Ages.* Hrsg. von Anti Selart und Matthias Thumser. (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte, Bd. 27.) Böhlau. Köln u. a. 2017. 519 S., graph. Darst. ISBN 978-3-412-50805-0. (€ 67,-.)

Der vorliegende Band versammelt die Beiträge einer im September 2015 abgehaltenen Tagung des Forschungsprojekts „Medieval Livonia: European Periphery and its Centres (12th-16th Centuries)“. Organisiert wurde sie von den beiden Hrsg., Anti Selart vom Institut für Geschichte und Archäologie der Universität Tartu und Matthias Thumser,

Vorsitzender der Baltischen Historischen Kommission und Professor für Mittelalterliche Geschichte an der FU Berlin.

Im Kontext einer europäischen Mediävistik, die seit einigen Jahren die Grenzbereiche Lateineuropas mit großem Interesse neu für sich entdeckt<sup>2</sup>, werden auch Livland und das Baltikum zunehmend für komparatistische Studien herangezogen.<sup>3</sup> Der vorliegende Sammelband ist somit gleich in zweierlei Hinsicht verdienstvoll: Er versammelt nicht nur hochspannende Fallstudien zu einzelnen Phänomenen der baltisch-mitteleuropäischen Beziehungen im späten Mittelalter, sondern bietet auch einen breitangelegten und aktuellen Überblick über das gesamte Forschungsfeld. Dies wird bereits bei einem Blick auf das Verzeichnis der baltischen und deutschen Autorinnen und Autoren deutlich, das von einer ausgewogenen Zusammenstellung zwischen Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftlern sowie renommierten und etablierten Namen zeugt.

Als roter Faden durchzieht alle Beiträge die Reflexion über das Verhältnis von Zentrum und Peripherie. Spätestens seit dem einflussreichen Werk von Robert Bartlett<sup>4</sup> ist dieses Modell für die Beschreibung der Entwicklung Lateineuropas im späten Mittelalter weit verbreitet. Von der unilateralen Vorstellung des Bartlett'schen Modells distanzieren sich die Hrsg. in ihrer Einleitung jedoch in aller Deutlichkeit (S. 11 f.). Der Tagung – und offensichtlich ebenso dem Forschungsprojekt – liegt vielmehr eine Vorstellung zugrunde, die von multiplen Zentren Lateineuropas sowie von zahlreichen Wechselwirkungen zwischen Zentrum und Peripherie ausgeht. An die Stelle eines fixen hierarchischen Gefälles tritt vielmehr ein dynamisches Gefüge, das stärker auf die jeweiligen Akteure und Akteursgruppen abzielt.

Der Band ist in vier Abschnitte (Individuen und Kommunikation; Kirche und Reich; Deutscher Orden; Kultureller Austausch) unterteilt. Etwas verwirrend erscheint es, dass diese Abschnitte sich nur teilweise oder indirekt in den Forschungsfeldern wiederfinden, die in der Einleitung rekapituliert werden.

Während den ersten drei Abschnitten durch die Beiträge von Selart, Christian Krötzl und Alexander Baranov gewissermaßen ein Überblick über das jeweilige Forschungsfeld vorangestellt wurde, fällt der Abschnitt zum kulturellen Austausch mit zwei Fallstudien quantitativ und konzeptionell etwas ab, was natürlich nicht heißen soll, dass sich in den übrigen Beiträgen nicht auch Phänomene benennen ließen, die man unter dem Schlagwort „Kultureller Austausch“ behandeln könnte. Positiv hervorzuheben ist das nützliche Orts- und Personenregister am Ende des Bandes, das die Orientierung und die Querverbindungen zwischen den Beiträgen angesichts des großen zeitlichen und geografischen Rahmens erleichtert. Angesichts der internationalen Ausrichtung des Bandes, die durch den englischen Paralleltitel noch unterstrichen wird, wären knappe Zusammenfassungen der Beiträge in englischer Sprache eine sinnvolle Ergänzung gewesen.

Es mag wenig überraschen, dass die konzeptionellen Zielvorgaben des Bandes am stärksten im Beitrag von S. berücksichtigt werden. Darin reflektiert er die verschiedenen nach Livland migrierenden Gruppen (Geistliche, Adel, Ordensmitglieder sowie Handelsakteure) mit ihren jeweils spezifischen Herkunftszentren. Besonders betont er, dass die jeweiligen Konstruktionen von Zentrum und Peripherie immer akteursgebunden zu verstehen sind und häufig den „Standort des intendierten Lesers“ berücksichtigen (S. 30). Es

<sup>2</sup> KLAUS HERBERS, NIKOLAS JASPERT (Hrsg.): Grenzüberschreitungen im Vergleich. Der Osten und der Westen des mittelalterlichen Lateineuropa, Berlin 2007; DAVID ABULAFIA, NORA BEREND (Hrsg.): Medieval Frontiers. Concepts and Practices, Aldershot 2002.

<sup>3</sup> ALLAN MURRAY (Hrsg.): Crusade and Conversion on the Baltic Frontier. 1150-1500, Aldershot 2001.

<sup>4</sup> ROBERT BARTLETT: The Making of Europe. Conquest, Colonization and Cultural Change, 950-1300, London 1994.

hing demnach von den jeweiligen Motivationen und Kontexten ab, ob Livland als armes und von Heiden bedrohtes Gebiet an der Grenze der Christenheit (um etwa päpstliche Unterstützung zu erhalten) oder als Reichtum versprechendes Neuland (um Neuankömmlinge ins Land zu locken) dargestellt wurde.

Die Mehrheit der Beiträge ist aber eher „klassisch“ ausgerichtet und fokussiert in ihren Analysen hauptsächlich beziehungsgeschichtliche Phänomene, teilweise unter Bezugnahme auf konkrete Akteure (Klaus Neitmann, Jaron Sternheim) oder Quellenbestände (z. B. Madlena Mahling, Madis Maasing, Gustavs Strenge). Einzig der Beitrag von Thumser geht hier einen anderen – dabei aber hochspannenden – Weg: Indem er die Vorstellung der Reskripttechnik von Ernst Pitz aufgreift und neu diskutiert, wirft er ein sowohl forschungsgeschichtlich als auch methodisch enorm fundiertes Schlaglicht auf das Verhältnis von Zentrum und Peripherie im Spiegel der päpstlichen Urkundenpraxis.

Ein tiefergehendes Raster, das den Autorinnen und Autoren eine konzeptionelle Auseinandersetzung mit der Vorstellung von Zentrum und Peripherie abgefordert hätte, scheint nicht vorgelegen zu haben. Der vielversprechend klingende Beitrag „Deprovincialising Livonia“ (Marek Tam m) bleibt auf der Ebene eines deskriptiven Abrisses der dominikanischen Ordnungsgeschichte in Livland, lässt aber jede Auseinandersetzung mit dem namengebenden programmatischen Hauptwerk der *postcolonial studies* von Dipesh Chakrabarty<sup>5</sup> vermissen. Allein Krötzl kommt in seinem Beitrag darauf zu sprechen, dass dem häufig unhinterfragten Bild von Zentrum und Peripherie Immanuel Wallersteins makroökonomisches Weltordnungsmodell<sup>6</sup> zugrunde liegt (S. 187) und sich dieses eigentlich nur partiell für die Beschreibung gesamtgesellschaftlicher mittelalterlicher Phänomene eigne. Krötzl ist es auch, der am Ende seines Beitrags betont: „Jede Peripherie sollte jedoch vor allem auch in den näheren und weiteren Kontext eingebunden und damit verglichen werden“ (S. 206). Diese Einordnung in die regionalen Beziehungsgefüge erfolgt besonders explizit im Beitrag von Johannes Götz über das Verhältnis zwischen preußischem und livländischem Deutschordenszweig.

Vordergründig wird der Band aber durch den Blick zum Zentrum hin dominiert, womit dem Thema der Tagung voll entsprochen wird. Allerdings kommt man hier an den neuralgischen Punkt vieler Studien und Sammelbände, die sich dem Thema der Grenzgebiete oder Peripherien widmen: Schreibt man die Vorstellung von Zentrum und Peripherie – aller Differenzierung, wie sie Kurt Villads Jensen abschließend pointiert zusammenfasst, zum Trotz – nicht ein Stück weit fort, indem man den Blick nur in eine Richtung lenkt? Liegt die Überwindung solcher anachronistischen Denkmodelle nicht vielmehr in der noch konsequenteren Einordnung in die regionalen und überregionalen Verflechtungen? Wie gestalteten sich die Beziehungen zu den russischen Herrschaften oder dem Großfürstentum Litauen? Eine solche Perspektiverweiterung bleibt somit zukünftigen Forschungen vorbehalten, die allerdings mit dem vorliegenden Tagungsband eine exzellente Grundlage vorfinden, die deutlich zur Differenzierung und Komplexität der Debatte um Zentrum und Peripherie in der Geschichte des lateineuropäischen Spätmittelalters beitragen wird.

Leipzig

Sven Jaros

<sup>5</sup> DIPESH CHAKRABARTY: *Provincializing Europe. Postcolonial Thought and Historical Difference*, Princeton/NJ 2000.

<sup>6</sup> IMMANUEL WALLERSTEIN: *The Modern World System*, Bd. 1, New York 1974.

**Polen in der europäischen Geschichte.** Ein Handbuch in vier Bänden. In Verbindung mit Hans-Jürgen Bömelburg, Christian Lübke, Krzysztof Ruchniewicz und Klaus Ziemer hrsg. von Michael G. Müller. **Bd. 2: Frühe Neuzeit.** Hrsg. von Hans-Jürgen Bömelburg. Anton Hiersemann. Stuttgart 2017. VIII, 924 S., Kt. ISBN 978-3-7772-1710-9. (€ 364,-.)

Der zweite Band des Handbuches liegt nun vollständig vor<sup>1</sup>; unter der Verantwortung von Hans-Jürgen Bömelburg haben 17 Autoren Beiträge geleistet, die die Spannweite der Geschichte Polen-Litauens von 1506 bis zur dritten Teilung 1795 umfassen. Aus den geplanten 400 Seiten (lt. Klappentext) sind – einschließlich Karten und Register – nun 924 Seiten geworden.

Die Aufgabe eines Handbuches ist die Darstellung der gesicherten Fakten und des Standes der Forschung, mit deren Ergebnissen und Desiderata; und das verspricht kaum eine aufregende Lektüre. Auch im vorliegenden Band gibt es Passagen über Kriege und Verträge Polens mit allen seinen Nachbarn, die so detailliert wie trocken sind, wegen der verschiedenen Ansätze der Bearbeiter auch nicht frei von Wiederholungen; aber es gibt auch – besonders im Bereich der Sozialgeschichte – ausgesprochen spannende Passagen. Aus der großen Zahl der behandelten Themen sollen hier einige herausgegriffen werden, die für die Geschichte des Doppelreiches charakteristisch waren: War die Verfassung des Staates ein „Sonderweg“ oder passt sie in das europäische Muster eines Ständestaates? Wie haben sich die gesellschaftlichen Strukturen entwickelt und verpasste das Land eine Modernisierung? Wo sind die Wendepunkte in der Beziehung zum Nachbarn im Osten? Wie hat das Interesse der Teilungsmächte die Deutung der polnischen Geschichte (zum Teil bis heute) geprägt? Was sind spezifisch polnische Entwicklungen in Distanz zum westlichen Europa (Sarmatenmythos, Anteil der Juden und der Marienkult)? All diese Probleme können hier nur skizziert werden.

Die Frage nach dem Sonderweg wird in vielen Beiträgen gestellt und unterschiedlich beantwortet, meist aber verneint (z. B. S. 826). Dies trifft insbesondere auf die Darstellung polnischer Historiker zu, während viele ausländische Beobachter den Polen eine Mitschuld an den Teilungen zuweisen. Die ständischen Freiheitsideale und das komplizierte „Aushandlungsinstrument“ des Sejm (S. 384), die „Konsensfassade“ (S. 396) und die Überschätzung des *liberum veto* als Zerstörungsmittel (S. 381) stehen dabei im Zentrum. Gesamthrg. Michael G. Müller und andere Beiträger verweisen immer wieder auf Übereinstimmungen adeliger Ständepolitik und oligarchischer Einflussnahme in anderen europäischen Staaten dieser Zeit. Eine *monarchia mixta* (S. 794) war demnach nichts Besonderes, allerdings fehlte dem Hochadel in dieser „kompetitiven Oligarchie“ (S. 800) die „Kompromissfähigkeit“. Selbst die Verfassung vom 3. Mai 1791 stellte demnach keinen Bruch dar (S. 801), aber das Verfahren der Annahme durch Akklamation war ein „Staatsstreich“ (S. 564) und die Begleitgesetze waren „brisant“ für die Stellung des Adels (S. 801), sodass selbst die Opposition gegen die Verfassung legitim erscheint (S. 593).

Die Gesellschaft des Doppelreiches war außerordentlich komplex und von zahllosen Bruchlinien durchzogen, die durch die Faktoren Stand, Sprache und Konfession bestimmt waren. Die Stellung des Adels als die „Nation“ (S. 677) war dominant, wobei der polnische Klein- und Mitteladel oft in Opposition zu den litauischen Magnaten (als Hochadel) stand. Man muss auch bedenken, dass die „Republik der zwei (Adels-)Nationen“ eigentlich eine Republik von fünf Nationen (im ethnischen Sinn) war: neben Polen und Litauern die Ruthenen (Ukrainer) im Südosten, die Deutschen im Norden und – da die Weißrussen hier unterschlagen werden – die Juden als ein eigenständiger Bevölkerungsteil mit hoher wirtschaftlicher Bedeutung, denen in verschiedenen Beiträgen und in einem eigenen Kapitel große Aufmerksamkeit zuteil wird. Die Bauern als größter Teil der Bevölkerung spiel-

<sup>1</sup> Vgl. meine Besprechung der Lieferungen 1-4 in: Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung 61 (2012), S. 76-77.

ten politisch keine Rolle; die Stadtbevölkerung war schwach und wurde weitgehend durch Juden als „Ersatzbürgertum“ (S. 631) und Sondergruppen wie die Armenier (S. 719 f.) repräsentiert. Dominant war der Katholizismus, der indes nicht als so intolerant eingeschätzt wird (S. 813), wie aus der Sicht der Nichtkatholiken von außen bewertet. Er wurde allerdings nach 1655/56 zur „Staatsreligion“, die mit dem „Marienkult“ zu einem Spezifikum Polens geworden ist (S. 394 f.). Die Konflikte zwischen den Religionsgruppen waren nie so scharf, dass sich die Proteste gegen den katholischen Einfluss zu einer Konfessionalisierung (wie im römisch-deutschen Reich durch die Religionskriege befördert) entwickelt haben. Karten im Anhang zeigen die „Koexistenz“ der Religionsorganisationen.

Die Frage nach der Rückständigkeit oder im Gegenteil nach der Modernisierung verbindet sich zum einen mit der Entwicklung der Bevölkerung, die durch Kriege – fast durchgehend 55 Jahre zwischen 1648 und 1716 (S. 294) –, Seuchen und Aufstände immer wieder hohe Verluste erlitt; die Agrarproduktion und der Handel waren davon unmittelbar betroffen. Zum anderen wirkte sich die politische Stagnation unter den Sachsenkönigen negativ aus, als Polen unter auswärtigem Einfluss auf den Status eines „halbkolonialen Rohstofflieferanten“ gedrückt wurde (S. 475, 500). Den eigentlichen Grund für die „Rückständigkeit“ sehen die Bearbeiter in der Weigerung der Adelsgesellschaft, aus sich selbst heraus Reformen zu betreiben, weil man in Eingriffen von staatlichen Stellen sofort die Gefahr einer Despotie sah und sich mit aller Kraft dagegen wehrte (S. 650). Darin keinen „Automatismus“ zum Niedergang zu sehen (S. 449), steht aber in einem Widerspruch zur vorherigen Aussage.

Schon die Zeitgenossen sahen im Polen des 18. Jh. die „rückständigste Nation Europas“ (so auch Friedrich II. von Preußen, S. 819), was sich im Begriff von der „polnischen Wirtschaft“ verdichtet hat. Gegen diese pauschale Abwertung führt der Hrsg. an, dass Polen nicht an den fortgeschrittenen Staaten der Zeit gemessen (und verurteilt) werden dürfe, sondern im Vergleich mit anderen Staaten Mitteleuropas gesehen werden solle, was das Urteil entsprechend abmildere (S. 820); wegen einer „fehlenden statistischen Grundlage“ sei die Frage aber nicht abschließend zu beurteilen (S. 829).

Im Betrachtungszeitraum stürzt die damals größte Landmacht Europas zum Objekt ihrer Nachbarn herab, und das führt zur Frage nach den Wendepunkten sowohl für die innere Stabilität als auch für die außenpolitische Stellung. Für Letztere war die Politik des litauischen Hochadels und jene des polnischen Königs verantwortlich. Das Haus Wasa begründete mit der Bindung an Schweden einen Dauerkonflikt im Baltikum und in Polen selbst, der letztlich in den Großen Nordischen Krieg mündete (S. 367). Die litauischen Magnaten schürten die Auseinandersetzung mit dem aufstrebenden Moskauer Staat um Smolensk und die angrenzenden Gebiete (S. 318); hier liegt auch die Keimzelle des größten Einflusses Polens auf die russischen Verhältnisse, als litauische Magnaten die Farce um die beiden *samozwancy* des Pseudodemetrius unterstützten und der polnische König Sigismund 1611 sogar den Thron in Moskau anstrebte. Kritisch muss man hier anfügen, dass die polnische Politik in dieser Phase etwas geschönt dargestellt wird; der Name des Vaters des jungen Zaren Michail Fëdorovič Romanov, Filaret, wird z. B. gar nicht genannt, obwohl er 1611-1619 in polnischer Geiselhaft saß, nach seiner Freilassung bis 1633 als Patriarch amtierte und nicht nur die Außenpolitik Moskaus bestimmte.

Im Süden des Doppelreiches entspann sich ein Dauerkonflikt mit dem Osmanischen Reich und führte indirekt zu den Auseinandersetzungen mit den Kosaken, die in dem großen Aufstand von 1648 nicht nur die Juden verfolgten und ermordeten. Die Orientierung der Kosaken auf Moskau im Vertrag von Perejaslav (1654) schuf die Voraussetzung für den Kippunkt im Waffenstillstand von Andrussovo (1667, S. 367, 397), als Polen-Litauen Smolensk, die östliche Ukraine und weitere Gebiete verlor; ab dann war Moskau der dominierende der beiden Nachbarn (S. 402), was sich unter Zar Peter I. bestätigen sollte.

Innenpolitisch war aus dem ausgewogenen Verhältnis von Königsmacht und Adelsfreiheit zur Zeit der Jagiellonenkönige ein Dauerkonflikt mit den Magnaten geworden, in dem der Einfluss des Königs langsam aber stetig zurückging. Hier sieht der Bearbeiter weniger

das *liberum veto* als „Wasserscheide“ als vielmehr den *rokosz* (Aufstand) Jerzy Sebastian Lubomirskis und den folgenden Bürgerkrieg 1665/66 (S. 384), der nach dem Kosakenaufstand und dem Krieg mit den Schweden den König weiter schwächte. Parallel verliefen die Stärkung der Rolle des Katholizismus und wachsende Intoleranz (S. 392 ff.), die aber nur den Vorwand für ausländisches „Hineinregieren“ (S. 459 f.) zugunsten der „Dissidenten“ (Orthodoxe und Protestanten) bildeten. Dieser Strang mündete letztlich in den Teilungen (S. 441).

Über die Beziehung zu Westeuropa findet sich verhältnismäßig wenig, was angesichts des Reichtums an Fakten zur polnischen Geschichte im engeren Sinne auch nicht erstaunt. Aus der Zeit des Humanismus werden Kontakte mit Gelehrten in Frankreich und Italien und das Studium polnischer Adelige in Padua und Bologna erwähnt (S. 146 f.). Die Namen französischer Philosophen finden sich dagegen erst in der Vorgeschichte der Verfassung von 1791; nur knapp wird auch die Verortung der Verfassung in der europäischen Rechtsgeschichte diskutiert (S. 601). Fast zu sparsam ist manchmal behandelt, was in populären Darstellungen oft zur Heldenverehrung ausgeweitet wird: Die Schlacht vor Wien 1683, als polnische Truppen unter König Jan III. Sobieski das kaiserliche Heer unterstützten, wird nur in einem kurzen Absatz abgehandelt (S. 409).

Die Bearbeiter stützen sich durchgehend auf eine sorgfältige Rezeption der polnischen Forschung, und dies bewirkt manchmal – auch für den Rezensenten – eine überraschende Entdeckung, der Leser stößt immer wieder auf Deutungen, die mit den eigenen Vorstellungen nicht übereinstimmen. Dies betrifft insbesondere negativ konnotierte Begriffe wie „Rückständigkeit“, „katholischer Fanatismus“ (siehe die Ausführungen zum „Thorner Blutgericht“, S. 459), „Sonderweg“ und „Unordnung“ im Verfassungsleben. Zum *liberum veto* etwa erfährt man (S. 384), dass es schon vorher Reichstage ohne Abschluss gegeben hatte und das Ereignis von 1652 keine Premiere war. Diese Beobachtung weckt den Verdacht, dass die insbesondere außerhalb Polens geläufige Deutung oft noch den negativen Ton der Teilungsmächte fortsetzt, dass also Polen weiterhin diskriminiert wird. Demgegenüber verweisen die Bearbeiter oft darauf, dass die Entwicklung in Polen „normal“ und in großer Übereinstimmung mit dem übrigen Europa war; hierdurch ist auch der Untertitel der Reihe gerechtfertigt.

Es gibt aber eine Besonderheit, die abschließend skizziert werden soll und die Polen am weitesten von (West-)Europa entfernt hat – den Sarmatenmythos, dem der Hrsg. am Ende des Bandes ein ganzes Kapitel widmet. Die vagen Berichte bei Ptolemäus über das iranische Reitervolk der Sarmaten in der Antike wurden seit etwa 1500 zu einer Ideologie des „Freiheitsbegriffs“ (S. 851) ausgestaltet, die den Adel des Doppelreiches über die Sprachgrenzen hinweg mit einer gemeinsamen Vergangenheit verbinden sollte. Neben diese positive Erscheinung als „Legitimitätspotential“ (S. 848 f.) trat dann das gesellschaftliche Phänomen einer skurrilen orientalisierenden Kleidermode und Haartracht, die eine Abschließung gegen äußere Einflüsse bewirken sollte. In der Zeit nach 1945 wurde dieser Mythos verwendet, um Forschungen zu anderen Themen zu kaschieren (S. 857). Der Begriff wurde so durch die Anwendung auf unterschiedliche Gebiete zu einem „kulturgeschichtlichen Passepartout“ (S. 860) mit „terminologische[r] Unschärfe“ (S. 861).

Insgesamt liegt in dem Band eine außerordentliche Leistung des Hrsg. vor, der allein für acht Beiträge verantwortlich zeichnet, darüber hinaus jene von 17 Autoren koordinierte und bearbeitete; allerdings hätte man von diesen Mitarbeitern gern mehr als nur die Namen erfahren. Hervorzuheben ist auch die Arbeit des Kartografen Dariusz Przybytek aus Breslau (Wrocław), der neben zwei Karten zur politischen Entwicklung auch die religiösen Organisationen verortet hat. Dem Band ist ein Register der Eigennamen und Orte angeschlossen, aber leider fehlt ein Sachregister; wer sich z. B. schnell über die Armenier informieren will, kann dies nach dem Inhaltsverzeichnis erreichen (S. 724); dagegen wäre die Suche nach Informationen zum Viehhandel mit dem Osmanischen Reich (S. 301) außerordentlich mühsam. Zuletzt sei angemerkt, dass das automatische Trennungsprogramm in den Fußnoten manche Überraschung bereitet.

Das sind Kleinigkeiten angesichts des vorliegenden Mammutwerkes, das für die Fragen der politischen Geschichte Polen-Litauens, der Gesellschaftsentwicklung und des Alltags, der Religionen und ihrer Organisationen, der Wirtschaft und Kommunikation auf lange Zeit den Bezugsrahmen bilden wird. Keine Berücksichtigung finden Kunst, Architektur und Literatur; das hätte wohl den Rahmen endgültig überdehnt. Wer ein Handbuch für trockene Lesekost hält, wird hier angesichts oft packender Darstellungen angenehm „enttäuscht“, denn die Geschichte des Doppelstaates ist für so manche ungewöhnliche Entdeckung gut; wenn der Herrscher aus der Hauptstadt Warschau nach Wilna reiste, musste er z. B. die königlich-polnischen Jagdhunde an der Grenze gegen großherzoglich-litauische eintauschen (S. 710); aber dies war sicherlich seine geringste Sorge.

Erftstadt

Manfred Alexander

**Nataliia Ivanusa: Frauen im sächsisch-magdeburgischen Recht.** Die Rechtspraxis in kleinpolnischen Städten im 16. Jahrhundert. (Studien zur Ostmitteleuropaforschung, Bd. 38.) Verlag Herder-Institut. Marburg 2017. IX, 312 S., Ill., Tab., Kt. ISBN 978-3-87969-412-9. (€ 57,50,-)

Einige Studien haben bereits festgestellt, dass Frauen im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit eine bessere Rechtsstellung zukam, als es normative Befunde nahelegen. Allerdings galt dies bisher lediglich für Westeuropa und das Heilige Römische Reich. Nun liegt mit der Gießener Dissertation von Nataliia Ivanusa endlich eine Arbeit vor, die sich mit dem reichen Quellenmaterial des Krakauer Oberhofes beschäftigt. Dieser war für die deutschrechtlich organisierten Städte in Kleinpolen zuständig und urteilte auf Basis des sächsisch-magdeburgischen Rechts.

Die Autorin hat sich im Wesentlichen zwei Hauptaspekten gewidmet: Zum einen untersucht sie die normative Seite (Kap. 2) und zum anderen die Umsetzung des Rechts (Kap. 3). Die Arbeit ist gut gegliedert und erlaubt deshalb auch ein Nachschlagen unter bestimmten Gesichtspunkten. Gleichwohl ergeben sich aus dieser Struktur auch Schwierigkeiten, denn bei der breiten Schilderung der Rechtsgrundlagen zu Beginn hätte man doch in den meisten Fällen auch gern gleich gelesen, wie sich diese Vorgaben denn nun in die Praxis umsetzten. I. beschränkt sich außerdem auf das Bürgertum in den kleinpolnischen Städten, d. h. adlige, geistliche und nicht-christliche Gruppen fallen als Vergleichsgruppe heraus (S. 4). Für die Interpretation derjenigen Ergebnisse, die ins Allgemeine gezogen werden – was die Autorin an vielen Stellen vornimmt – ist das nicht ganz unproblematisch, wenn etwa von „den Frauen“ generell gesprochen wird. Zudem ergeben sich aus den Quellen selbst naturgemäß Überschneidungen, wenn etwa eine Adlige mit einem Bürger verheiratet ist (S. 156) oder wenn auf mehreren Seiten die Rede von jüdischen Händlerinnen ist (S. 204-207). Gerade für die deutschrechtlich neugegründeten ostmitteleuropäischen Städte sind die ethnische und sprachliche Pluralität und die daraus folgenden unterschiedliche Quellensprachen ein Kennzeichen: Das zu Beginn des 16. Jh. noch als Geschäfts- und Kanzleisprachen übliche Deutsch und Latein wurde zunehmend durch das in der mündlichen Kommunikation verwendete Polnisch ersetzt (S. 26).

Die Studie hat den Anspruch, quantitative Methoden und Einzelfalluntersuchungen zu verbinden, und ist dadurch eine Fundgrube für Alltags- und Lebenswelten im 16. Jh. Ihr reichhaltiges Quellenmaterial, das die Autorin auch aus mehreren Perspektiven beleuchtet, ähnelt dabei im besten Sinne der Analyse von Ego-Dokumenten, besonders der Fall der alleinerziehenden Witwe Felicia Szlothnik aus dem Jahre 1545, deren Testament und Schuldenlisten in drei Tabellen im Anhang aufgeführt sind. Die polnische Originalquelle ist außerdem im Wortlaut transkribiert. Felicia war eine von vielen Frauen in den kleinpolnischen Städten, die sich selbst versorgten und unternehmerisch tätig waren. Auch in Krakau treffen wir auf das Phänomen, dass Witwen, denen in der Regel *de jure* der Zugang zu Handwerk und Zünften versagt war, *de facto* durchaus Geschäfte führten. Die Witwe des in der Studie nur kurz erwähnten Druckers Wietor (Viotor) druckte ihren eigenen Namen

auf Titelblätter ihrer Druckerzeugnisse (S. 195). Nicht nur Witwen, sondern auch Ehefrauen konnten die Geschäfte ihrer auf Handelsreisen befindlichen Männer führen; ein bekanntes Beispiel hierfür ist das Nürnberger Ehepaar Magdalena und Balthasar Paumgartner.

Zeitgenössisch hervorragend visualisiert wird das Krakauer Gewerbeleben im berühmten Balthasar-Behem-Kodex vom 1505, auf den I. auch Bezug nimmt (S. 193 f.) und aus dem einige Abbildungen im Anhang der Arbeit abgedruckt sind, allerdings in so miserabler Qualität, dass man die Bildinterpretation nicht nachvollziehen kann. Dies fällt besonders als Gegensatz zu den wunderbaren und farbenprächtigen Originalen auf, die zum Glück online verfügbar sind, man hätte also auf ihren Abdruck – ebenso wie auf denjenigen der vier Karten – verzichten können.

Bei dieser soliden und quellengesättigten Arbeit fallen nur wenige – vermeidbare – kleine Schönheitsfehler auf, wie z. B. die falsche Beschriftung eines Diagramms (S. 257), oder dass bei den Quellenangaben manche Standorte weggelassen wurden – die „Bayerische Staatsbibliothek“ vermutet sicher jeder in München, aber die „Schlesische Bibliothek“? Einige Sätze haben sich der etwas geschraubten und umständlichen Quellensprache angepasst oder konstatieren Selbstverständlichkeiten wie etwa: „Eine Ehe konnte aus zwei Gründen enden, nämlich infolge einer Scheidung oder nach dem Tod eines der Ehegatten“ (S. 57). Bei der ansonsten breiten und sorgfältigen Literaturlauswahl kommt die angelsächsische Forschung etwas zu kurz. So zeigen etwa die Arbeiten von Lawrence Stone, der mit seinen *case studies* ein prominenter Vertreter der Mentalitätsgeschichte war, interessante Beispiele von Einzelfallstudien, die zu generellen Entwicklungen in Beziehung gesetzt werden. Hiermit ließe sich die von I. postulierte Darstellung der Frauengeschichte als eine stetige Modernisierungs- und Fortschrittsgeschichte stärker differenzieren.

Neben den wichtigen Belegen, dass auch in den kleinpolnischen Städten das Recht weniger als gesetztes Recht, sondern eher als Gewohnheit angewandt und an lokale Verhältnisse (S. 218) angepasst wurde, ist ein quantitatives Ergebnis der Arbeit, dass die Zahl der Frauen, die vor Gericht erscheinen, im Untersuchungszeitraum von etwa einem Viertel auf die Hälfte zunimmt. Dies wäre mehr, als Untersuchungen zum westlichen Reich gezeigt haben (S. 115), und lässt sich dadurch erklären, dass die Zahlen aus Kleinpolen eben nur Bürgerinnen, nicht die Vertreterinnen aller Stände wie in den Gerichtsprozessen des Heiligen Römischen Reiches erfassen. Ob im Laufe dieser Jahrzehnte besonders der kleinpolnische Gerichtsraum „geschlechtsneutraler und frauenfreundlicher“ wurde, wie die Autorin behauptet (S. 116), muss in dieser Allgemeinheit stark bezweifelt werden; ebenso wie die in diesem Zusammenhang nicht weiter aus den Gerichtsquellen belegte Aussage: „Diese steigende Aktivität hing wohl mit der Diversifizierung des Frauenbildes seit der Reformationszeit [...] zusammen, als humanistische Ideen ihre Verbreitung in Kleinpolen fanden“ (S. 115 f.). Das vorgegebene Frauenbild und die gesellschaftliche und moralische Verhaltensnorm (fromm, gut und sittsam) parallelisiert I. an anderer Stelle recht eindeutig mit den idealisierenden Bildern einer „guten“ Jungfrau nach einem Text von 1530 und in Bezug zur deutschsprachigen Spiegelliteratur wie dem *Witwenspiegel* von 1613 (S. 134). Seit Heide Wunders Konzept des „Arbeitspaars“<sup>2</sup> in der Frühen Neuzeit wissen wir, dass sich die Geschichte der Frauen seit dem Mittelalter nicht geradlinig entwickelt, sondern vermutlich räumlich und zeitlich differenziert werden muss. Die zu besprechende Arbeit ist dennoch sicher ein Meilenstein für die Geschichte des Alltagslebens von Frauen in der Umbruchszeit des 16. Jh. sowie für die Geschichte der praktischen Anwendung von Recht.

St. Gallen

Karen Lambrecht

<sup>2</sup> HEIDE WUNDER: „Er ist die Sonn’, sie ist der Mond“. Frauen in der Frühen Neuzeit, München 1992.



**Heikki Pihlajamäki: Conquest and the Law in Swedish Livonia (ca. 1630-1710). A Case of Legal Pluralism in Early Modern Europe.** (The Northern World, Bd. 77.) Brill. Leiden – Boston 2016. VIII, 299 S. ISBN 978-90-04-33153-2. (€ 115,-)

Das hier zu besprechende Werk des Professors für vergleichende Rechtsgeschichte der Universität Helsinki, Heikki Pihlajamäki, behandelt das Aufeinandertreffen zweier Rechtssysteme im 17. Jh. Im Zuge der Expansion Schwedens und der Einverleibung Livlands in das Schwedische Reich wurde auch das Rechtssystem des neuen Teilgebietes des schwedischen *composite state* einer Revision unterzogen. Wie bereits der Untertitel des Buches andeutet, handelte es sich nicht um eine einfache Über- oder Umformung des bestehenden Rechtssystems in Livland, sondern um eher behutsame Anpassungen, sodass der Vf. von einem rechtlichen Pluralismus sprechen kann. Wichtigste Neuerung war 1630 die Einrichtung des Livländischen Hofgerichts in Dorpat als oberstes Landesgericht.

P. beginnt seine Darstellung mit einem Vergleich der beiden Rechtssysteme vor der schwedischen Eroberung. Während das livländische politische System keine einheitliche Zentralgewalt gekannt habe, seien in Schweden die mittelalterlichen Stände nur schwach ausgebildet gewesen. Stattdessen habe es eine klar aufstrebende königliche Macht gegeben. So seien auch im rechtlichen Bereich beachtliche Unterschiede „between Livonia, resembling a legal mosaic, and the more monolithic Sweden“ (S. 84) zu beobachten gewesen. In der kurzen Zeit der polnischen politischen Oberherrschaft über Livland zwischen Livländischem Krieg und schwedischer Eroberung sei das Rechtssystem Livlands kaum angerührt worden. Die livländische Rechtskultur „was more learned and more professional“ (S. 258) als die Schwedens.

Nach den Kriegen in und um Livland hätten die Schweden wenig Struktur im judikativen System vorgefunden und deren Aufbau als eine drängende Aufgabe angesehen. Ziel sei es dabei gewesen, die livländischen Gerichtsstrukturen denen Schwedens möglichst weitgehend anzupassen, wobei die Einrichtung des Dorpater Hofgerichts als drittes hohes Gericht, das im 17. Jh. in Schweden gegründet wurde, die administrative Struktur des livländischen Gerichtssystems abschloss. Nur wenige der Dorpater Richter waren schwedischer Herkunft, die meisten stammten aus der deutschbaltischen Adelschicht. Die Anpassung ans schwedische Gerichtssystem gelang allerdings nur in Ansätzen, die neuen Herren des Landes mussten der starken Stellung der livländischen Stände Rechnung tragen.

Auch im Bereich der Rechtsprozedur seien wenige Änderungen zu beobachten, die Rückschlüsse auf einen verstärkten schwedischen Einfluss erlauben. Die zunehmende Einsetzung von Anklägern von Amts wegen in Kriminalprozessen und die fortschreitende Bedeutung des Inquisitions- anstatt des Akkusationsverfahrens seien eher als übergreifende europäische Entwicklungen anzusehen. In der Gerichtspraxis sei zudem nur ein geringer Einfluss von schwedischem, gesatztem (positivem) Recht zu beobachten. Namhafte Ausnahmen bildeten Ende des 17. Jh. das Duellverbot und die Untersagung von Folter in Gerichtsverfahren.

Da die Entstehungsgeschichte der vorliegenden Studie eng mit einem Projekt über die Archivbestände des Livländischen Hofgerichts verbunden ist (S. VII), klammert P. die Stadt Riga mit ihrem Rechtssystem aus der Untersuchung aus (S. 13). Riga unterstand nicht der Jurisdiktion des Dorpater Hofgerichts, sondern direkt dem Stockholmer Gericht. Es wäre interessant gewesen, den Ergebnissen des Buches auch Erkenntnisse aus einem Appellationsgericht an die Seite zu stellen, an dem schwedisches und livländisches Rechtssystem und die unterschiedlichen Rechtsgebräuche deutlicher und kontinuierlicher aufeinanderstießen als bei dem Obergericht, das in Livland angesiedelt und dessen Richterschaft anders zusammengesetzt war. Hiervon abgesehen liegt mit dem Buch eine gründliche und umsichtige Studie vor, die das Wissen um die schwedisch-livländische Rechts- und Gerichtspraxis erweitert und darüber hinaus auch Erkenntnisse zum Funktionieren von *composite states* des 17. Jh. bereithält.

**Dorin-Ioan Rus: Wald- und Ressourcenpolitik im Siebenbürgen des 18. Jahrhunderts.** (Neue Forschungen zur ostmittel- und südosteuropäischen Geschichte, Bd. 9.) Peter Lang Edition. Frankfurt am Main 2017. 460 S., Ill. ISBN 978-3-631-69865-5. (€ 74,95.)

Dem Fürstentum Siebenbürgen wurde im letzten Jahrhundert eine Reihe von Werken gewidmet, die aber besonders die politische, die Religions- oder teilweise auch die Wirtschaftsgeschichte behandelten. Ebenso war die Bevölkerungsgeschichte ein Thema, weniger jedoch einzelne Teilbereiche der Wirtschaft. Deshalb ist das Buch von Dorin-Ioan Rus eine willkommene Ergänzung zur Historiografie dieses Landesteils des heutigen Rumänien.

R. geht ausgesprochen gründlich vor und befasst sich zunächst mit der Definition und den sprachlichen Bezeichnungen des Waldes, anschließend mit der Geografie Siebenbürgens sowie der wirtschaftlichen Rolle des Waldes für dieses Land. Den Forschungsstand zum Thema „Wald“ analysiert er sowohl im Allgemeinen wie auch auf Siebenbürgen bezogen. Hier weist R. auf die frühen naturwissenschaftlichen Forschungen unter den Siebenbürger Sachsen hin, bzw. auf die Erforschung der siebenbürgischen Pflanzenwelt im 18. Jh., die mit Samuel Scholz begonnen hat und im 19. Jh. vom Verein für Siebenbürgische Landeskunde weitergeführt wurde. R. stellt bezüglich des 18. Jh. eine beeindruckende Liste von siebenbürgischen Wissenschaftlern zusammen, die sich im Bereich der Naturwissenschaften verdient gemacht haben; im 19. Jh. gab es dann die ersten Versuche, den Wald unter verschiedenen Aspekten wie dessen sozialen und kulturellen Funktionen (Karl Ungar), der Philologie (Johann Wolf) oder der Wald- und Forstpolitik (Georg Adolf Schuller) zu behandeln. Auch der Naturschutz wurde nun in Siebenbürgen Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtungen. R. gliedert die Waldgeschichte in die allgemeine Geschichte der Naturwissenschaften ein und betont ihre zahlreichen Forschungsfacetten.

Der Vf. will zeigen „wie Wälder in Siebenbürgen im Zuge der Holzkrise des 18. Jahrhunderts wahrgenommen wurden in einer Zeit, in der die Ressource Holz und damit die Wälder exzessiv ausgebeutet wurden“ (S. 71). Darüber hinaus sucht er nach Parallelen zur aktuellen Ressourcenkrise. Auch versucht er, die Beziehungen zwischen dem Wiener Hof und der siebenbürgischen Gesellschaft im 18. Jh. zu klären; die vom Wiener Hof bestimmten Forstgesetze werden nun auch in Siebenbürgen angewandt. Bemerkenswert ist R.'s Bestreben, seine Forschung in einen überregionalen Kontext einzugliedern. Hierzu vergleicht der Autor mehrere Fallstudien (drei zivile sowie ein Grenzerdorf, eine siebenbürgisch-sächsische Stadt und einen Ort mit Salzbergwerk). Er geht chronologisch vor und behandelt das Zeitalter von Kaiser Josef II. Indem R. klare Kriterien für die Auswahl seiner Daten benennt und den Wald mit den Interessen von Landesherrn, Obrigkeit und Bauern in Zusammenhang bringt, verfügt er über einen klaren Raster, mit dem er die Wald- und Ressourcenpolitik untersucht.

Der zweite große Abschnitt ist der Waldpolitik der Habsburger in Siebenbürgen gewidmet. Dabei weist R. auf die Rolle des österreichischen Kameralismus hin. Zu Recht merkt er an, dass die Landesverfassung des Fürstentums Siebenbürgen – eines politischen Systems mit drei Ständen, aber mehreren Bevölkerungsgruppen (Rumänen, Siebenbürger Sachsen, Ungarn, Juden, Armeniern und Roma), vier rezipierten und zwei tolerierten Religionen – für eine merkantilistische Politik alles andere als geeignet war. Ich würde aber darauf aufmerksam machen wollen, dass es Siebenbürgen, anders als von R. dargestellt, absolut nicht an einer gewerbs- und handelstüchtigen Bevölkerung gefehlt hat, die eine merkantilistische Industriepolitik ermöglichen sollte. Vielleicht gilt dies für den Komitatsboden oder für das Szeklergebiet, auf keinen Fall jedoch für die Siebenbürger Sachsen, die seit Jahrhunderten den Handel mit dem Südosten gewährleisteten. Der Vf. behandelt dann auch genau die Bereiche, die für eine merkantilistische Wirtschaftspolitik charakteristisch waren und wo Holz in verschiedenen Produktionsetappen Verwendung gefunden hat: Bergbau, Erzschnmelze, Glasereien, Papiermühlen.

Erst die Verordnungen, Regelungen und Gesetze des absolutistischen österreichischen Staates sollten jedoch eine vernünftige Waldwirtschaft fördern und die Schonung des Wal-

des voranbringen, so die Waldinstruktion Maria Theresias (1748, 1752), die Jagdordnung (1786), die Verordnungen des Guberniums Seeberg (1753/54), die Josephinische Waldordnung (1781), die Josephinische Jagdordnung (1786) und der Landesgesetzartikel Nr. XXX „De conservatione sylvarum“ (1792). Dazu kamen die eigenen Waldordnungen der siebenbürgischen Städte sowie die Regelungen zum Jagdrecht als Ausdruck der Autonomie des siebenbürgisch-sächsischen Städtewesens. Mit dem Ende des 18. Jh. trat Holzknaptheit ein, und als Alternative wurde u. a. die Nutzung von Steinkohle als Heizmittel empfohlen.

Die aufklärerischen Ideen in einer entfernten Provinz des Habsburgerreiches und in einem wichtigen wirtschaftlichen Bereich lassen sich in diesem Abschnitt gut verfolgen. In diesem Zusammenhang ist auch ein Unterkapitel besonders relevant, das für die österreichischen Niederlande und Siebenbürgen den Umgang mit Holz im Zusammenhang mit Festungsanlagen vergleicht. R. behandelt die gesetzlichen Regelungen aus der Perspektive der Erneuerung einer durch unsachgemäße Rodungen ruinierten Waldwirtschaft, identifiziert Konfliktpotenziale zwischen Städten und Zünften, Adel und Staat bzw. Adel und Bauern (wo auch eine nationale Komponente eine Rolle zu spielen begann) sowie Staat und Bauern, untersucht die Preisbildung in einer trotzdem merkantilistischen Wirtschaft (mit starken feudalen und ständischen Hindernissen) und erweist so den Staat als den eigentlichen Modernisierer einer Provinz an den östlichen Reichsgrenzen.

R. erweist sich als ein guter Kenner der Quellen und der Fachliteratur. Souverän untersucht er ein Thema, das bislang wenig Beachtung gefunden hat, indem er Siebenbürgen im Kontext des österreichischen 18. Jh. und der wirtschaftlichen Entwicklung im damaligen Mitteleuropa vergleichend behandelt. Für ein besseres Verständnis des wirtschaftlichen Phänomens „Wald und Waldwirtschaft“ wäre vielleicht ein kurzer vergleichender Blick in das Banat, die Walachei oder das Fürstentum Moldau von Nutzen gewesen. Das vermindert aber um nichts die Bedeutung dieses Buches, das uns eine logisch strukturierte Arbeit zur Geschichte des Waldes und den dazu gehörigen wirtschaftlichen Bereichen in dem von tiefen politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Veränderungen gekennzeichneten Siebenbürgen des 18. Jh. bietet.

Cluj-Napoca

Rudolf Gräf

**Agnieszka Pufelska: Der bessere Nachbar?** Das polnische Preußenbild zwischen Politik und Kulturtransfer (1765-1795). De Gruyter Oldenbourg, Berlin – Boston 2017. 439 S. ISBN 978-3-11-051833-7. (€ 74,95.)

Dass aus polnischer Sicht vor und während der Teilungszeit keiner der übermächtigen geografischen Nachbarn als „gut“ wahrgenommen werden konnte, steht außer Frage. Der scheinbar lakonischen, aber durchaus komplexen Frage, inwiefern dennoch einer als der „bessere“ galt, widmet sich Agnieszka Pufelska in ihrem Buch. Es handelt sich um die Habilitationsschrift der Vf., die im Zusammenhang mit dem mittlerweile aufgelösten Forschungszentrum für Europäische Aufklärung entstand und im Jahr 2014 am Historischen Institut der Universität Potsdam eingereicht wurde.

Ziel der Vf. ist es, die Sicht auf die polnisch-preußische Vergangenheit aus ihrem pauschal negativen Stereotyp herauszulösen und ein differenziertes Bild der Wahrnehmung Preußens im Polen-Litauen in der zweiten Hälfte des 18. Jh. zu zeichnen. Dabei liegt der Fokus weniger auf dem antagonistischen (außen-)politischen Verhältnis, sondern auf den bisher zu wenig erforschten kulturellen Kontakt-, Konflikt-, Netzwerk- und Transferbeziehungen. Damit will sie im Detail beleuchten, „welche Vorgänge und Wertssysteme“ (S. 12) die polnische Wahrnehmung von Preußen etablierten und funktionalisierten. Dieses Unterfangen ist durchaus lohnenswert, wie die Studie erweist.

Die Untersuchung gliedert sich in drei Hauptkomplexe, innerhalb derer thematische Einzelaspekte genauer behandelt werden. Zuerst stehen unter dem Stichwort „asymmetrische Begegnungen“ die dynamischen politischen Beziehungen zwischen Polen-Litauen und Preußen ab Mitte des 18. Jh. im Mittelpunkt. In der Analyse von „Kontakträumen,

Kontaktthemen und Kontaktpersonen“ (S. 18) tritt ungeachtet der zunehmend gegen Polen gerichteten Politik Friedrichs II. bei der Mehrheit der polnischen adligen Eliten eine pro-preußische im Verbund mit einer anti-russischen Haltung zutage, die seit 1740 immer „zwischen Faszination und Ablehnung“ oszillierte (S. 388). Selbst angesichts der ersten Teilung wurden neben kritischen auch rechtfertigende Stimmen laut. In diesem Abschnitt wird auch die schwierige Rolle Stanislaw August Poniatowskis ausführlich behandelt.

Im zweiten Komplex geht es um „Symbiosen“ kultureller Praktiken nach 1772. Es zeigt sich, dass die politische Zäsur weniger tiefgreifende Änderungen im Preußenbild der führenden Kreise der polnischen Gesellschaft nach sich zog als zu erwarten wäre. Stärkere Schuldzuweisungen waren stattdessen in Richtung Russland zu beobachten. Zugleich galt für die polnischen Eliten ein Sich-Arrangieren mit der neuen Macht und die Aneignung positiver Aspekte des preußischen Staatswesens. Einer eingehenden Analyse persönlicher Ambitionen werden z. B. die Karriere des ermländischen Fürstbischofs Ignacy Krasicki und die preußennahe, weil auf den polnischen Thron spekulierende Familienpolitik der Czartoryski unterzogen. Andere Kontaktbereiche wie etwa die jüdische Berliner Aufklärung und ihre Anziehungskraft für jüdische Intellektuelle aus Polen-Litauen, wie Salomon Maimon, vervollständigen die Untersuchung.

Die von den Teilungen besonders betroffenen Grenzregionen bedürfen hinsichtlich der Wahrnehmung der Teilungsmächte besonderer Aufmerksamkeit. Dies konnte im Rahmen der Arbeit nicht angemessen differenziert betrachtet werden, wie die Autorin selbst einschränkend bemerkt (S. 25, 140 f.). Dafür verweist sie jedoch auf einschlägige Einzelstudien – etwa auf die Arbeiten Hans-Jürgen Bömelburgs für das Königliche Preußen / Westpreußen<sup>1</sup>, wo sich unterschiedliche Haltungen der 1772 je nach Konfession deklassierten bzw. protegierten adligen Eliten ausmachen ließen.

Im letzten Komplex, der sich der „unaufhaltsame[n] Logik der Macht“ (S. 259) widmet, konstatiert P. eine Ausweitung des bisherigen Kulturtransfers in die Zeit nach 1780, die ein differenzierteres, aber auch die Instrumentalisierung eines von Hoffnung genährten (positiven) Preußenbildes durch die polnischen aufklärerischen Reformanhänger zur Folge hatte. Als ausführliches Fallbeispiel dient das Bemühen um ein polnisch-preußisches Bündnis gegen die russische Übermacht in Polen während des Vierjährigen Sejms.

Nach der Außerkraftsetzung der Verfassung vom 3. Mai und der zweiten Teilung 1793 waren freilich Sympathiebekundungen für Preußen obsolet geworden; das Feindbild konsolidierte sich. Gleichwohl galt weiterhin der westliche im Vergleich zum östlichen Nachbarn immer noch als der „bessere Feind“ (S. 331). Sogar nach dem Verlust der eigenen Staatlichkeit wurden in der polnischen Wahrnehmung häufig allein der preußische König und sein Regierungsapparat negativ beurteilt. Das Thema war jedoch im gesellschaftlichen Diskurs unterrepräsentiert. Ein eindeutig negatives Image Preußens in Polen kristallisierte sich erst spät, besonders nach 1848, heraus und wurde dann rückwirkend auf die gesamte Vorgeschichte übertragen. Bis dahin hatte, wie die Studie zeigt, auf der kulturgeschichtlichen Ebene ein Konglomerat von „Preußenbildern“ geherrscht, die von politischen, regionalen, sozialen, religiösen und vor allem persönlichen Bedingtheiten ihrer Träger geprägt wurden und entsprechenden Wandlungen unterlagen.

Methodisch nutzt die Vf. sinnvollerweise gleichzeitig die – oft gegeneinander ausgespielten – Ansätze der historischen Komparatistik und der *histoire croisée* sowie der Kulturtransferforschung, da die interne Verflechtungsgeschichte Polens und Preußens komplizierter ist, als dass ihr mit nur einem davon oder mit der Stereotypenforschung beizukommen wäre (S. 12, 17). Das Thema kann zudem nicht als rein bilaterale Beziehung behandelt werden, da transregionale Kontexte häufig weiter wirkten. So betont P. die oft unter-

<sup>1</sup> HANS-JÜRGEN BÖMELBURG: Zwischen polnischer Ständegesellschaft und preußischem Obrigkeitsstaat. Vom Königlichen Preußen zu Westpreußen (1756-1906), München 1995.

schätzte Bedeutung der Zeit der sächsisch-polnischen Union (1697-1763), die mittels der Verbreitung der deutschen Sprache in Polen auch die Beziehungen zu Preußen beeinflusst habe. Zudem ist, wie bereits deutlich wurde, die polnisch-preußische stets zusammen mit der preußisch-russischen Beziehungsgeschichte zu lesen. Das abschließende Plädoyer der Autorin für verstärkte Quellenarbeit (S. 393) wird durch ihre Auswertung der umfangreichen und vielfältigen Archivalien untermauert, mit der es ihr gelingt, die tradierte Historiografie zu korrigieren.

Neben der inhaltlichen Relevanz und der Ausgewogenheit von theoretischer Einbettung und analytischer Praxis ist sprachlich die angenehme Lesbarkeit der Arbeit hervorzuheben. Mit ihr liegt ein gewinnbringendes Buch für Frühneuzeitforscher, Polen- und Preußenhistoriker, aber aufgrund des kulturgeschichtlichen Schwerpunkts auch für Leser verwandter Disziplinen vor. Eine Übersetzung ins Polnische wäre ihm zu wünschen.

Warszawa

Sabine Jagodzinski

**Cornelius Lehmann: Die Sorben und Wenden in deutschen Konversationslexika des 19. Jahrhunderts.** PL Academic Research. Frankfurt am Main 2016. 266 S. ISBN 978-3-631-67649-3. (€ 49,95.)

Das Potenzial der deutschen Konversationslexika des 19. Jh. als kulturhistorische Quelle, das sich aus ihrer langen Erscheinungsdauer, den hohen Auflagen, der Repräsentativität ihrer Inhalte für die Erwartungen des zumeist bürgerlichen Lesepublikums, dem hohen Renommee ebendort sowie dem Anspruch auf Aktualität ergibt, haben in den letzten Jahrzehnten Vertreter unterschiedlicher Wissenschaftsdisziplinen zunehmend für ihre Forschungen genutzt – darunter auch für die Untersuchung von Nationenbildern. Die hier zu besprechende Studie, die auf einer 2016 an der Goethe-Universität Frankfurt am Main verteidigten Dissertation beruht, fügt sich in diese Tendenz ein.

Cornelius Lehmann beginnt seine Ausführungen mit der Darstellung der relativ überschaubaren Forschungsliteratur über das Sorbenbild in deutschen Medien sowie (hier eher als Auswahl) über deutsche Nachschlagewerke (Kap. 1), bespricht dann die gewählte Begrifflichkeit und Methodik (Quellen- und Diskursanalyse; Kap. 2), um anschließend dem Leser die vier wichtigsten Konversationslexika des 19. Jh. – *Brockhaus*, *Pierer*, *Meyer*, *Herder* – samt ihren Vorläufern vorzustellen (Kap. 3). Die folgenden Abschnitte über die Geschichte der Sorben im 19. Jh. (Kap. 4), die Bilder von ausgewählten ethnischen Minderheiten und Nachbarn der Deutschen (Kap. 5) sowie die Autoren der Sorben- und Wenden-Darstellungen in der deutschsprachigen Literatur des 18. und 19. Jh. (Kap. 6) ermöglichen die Einordnung der nachfolgenden Analyse der Lexikon-Lemmata in den historischen Kontext. Die quantitative (Kap. 7) und qualitative Quellenanalyse (Kap. 8) bilden den eigentlichen Kern der besprochenen Arbeit. Besonders eindrucksvoll ist darin die von L. nachgewiesene Bedeutung der Gründung des Deutschen Reiches 1871 für die Darstellung der Sorben bzw. Wenden in den Lexika. Während man noch in der ersten Auflage des *Brockhaus* lesen konnte: „Deutschland besteht aus zwei Hauptnationen: aus *Deutschen* oder Germanen, und aus Völkern von *Slavischer* oder Wendischer Herkunft“ (S. 158, Hervorhebung im Original), werden gegen Ende des Untersuchungszeitraums Begriffe wie „Nation“, „Nationalität“, „Volk“ und „Völkerschaft“ gänzlich aus den Sorben- und Wenden-Artikeln verbannt. Auf dem Gebiet des deutschen Nationalstaats „kann es per Definition (in der Wortwahl) nur noch eine Nation geben: die deutsche“ (S. 179). Die Herausarbeitung der Rolle, welche die intensiven Nationsbildungsprozesse des 19. Jh. für die Darstellung der Sorben bzw. Wenden in Deutschland hatte, stellt den wohl größten Erkenntnisgewinn dieser Arbeit dar.

Allerdings hätte man sich noch etwas mehr Sorgfalt bei der Darstellung des nicht-diskursiven Kontextes der Analyse gewünscht; insbesondere bei der Besprechung der Konversationslexika stützt sich der Autor auf eine ausgesprochen schmale Literaturbasis. Auch Werke sorbischer und deutscher Intellektueller über Wenden bzw. Sorben werden mehr-

heitlich anhand der Sekundärliteratur zitiert. Dies führt bisweilen sogar dazu, dass nicht einmal der Titel der Originalquelle angegeben wird, aus der das jeweilige Zitat stammt, z. B. bei Michael Conradi (S. 116), Johann Christoph Hornuff (S. 124 f.), Christian Weiß (S. 125) oder Karl Julius Weber (S. 126). Für mehr Leserfreundlichkeit hätten außerdem deutsche Übersetzungen der im Haupttext erwähnten sorbischen Titel sowie in den Fußnoten die Berücksichtigung des Erscheinungsjahres des jeweils zitierten Lexikonbands gesorgt.

Trotz dieser Einwände ist L.s Monografie ein wichtiger Beitrag zur Erforschung des Bildes von Sorben und Wenden in dem seinerzeit hoch angesehenen Medium Konversationslexikon und kann als Quelle des Wissens über den semantischen Wandel der Begriffe „Sorben“ und „Wenden“ im 19. Jh. sowie über die historischen Voraussetzungen des stereotypen Bildes dieser Bevölkerungsgruppe(n) dienen. Durch den akribischen Vergleich der betreffenden Lexikoneinträge und die daraus folgende Aufdeckung von zahlreichen Plagiatfällen sowie inhaltlichen Widersprüchen (besonders evident im Falle der Zahlenangaben) leistet der Autor außerdem auch einen Beitrag zur Geschichte der Wissensüberlieferung.

Poznań

Anna Kochanowska-Nieborak

**Europa vertikal.** Zur Ost-West-Gliederung im 19. und 20. Jahrhundert. Hrsg. von Rita Aldenhoff-Hübinger, Catherine Gousseff und Thomas Serrier. (Phantomgrenzen im östlichen Europa.) Wallstein. Göttingen 2016. 229 S., Ill., graph. Darst., ISBN 978-3-8353-1954-7. (€ 19,90.)

Dazu aufgefordert, sich die Grenzen Europas vorzustellen, werden wohl die meisten europäischen Zeitgenossen vertikale Linien vor ihrem inneren Auge sehen. Der Frage, warum auf der *mental map* die von Nord nach Süd verlaufenden Vertikalen stärker ausgeprägt sind als die sich von West nach Ost erstreckenden Horizontalen, widmet sich der vorliegende Sammelband, der im Rahmen des vom Bundesministerium für Bildung und Forschung geförderten Projekts über „Phantomgrenzen in Osteuropa“ entstanden ist.

Der von einem Kompetenznetzwerk unter Leitung Béatrice von Hirschhausens entwickelte Ansatz der Phantomgrenzen bildet den gemeinsamen methodischen Nenner der einzelnen Beiträge. Vergleichbar mit den von Patienten empfundenen Schmerzen amputierter Gliedmaßen, können auch Grenzen, obwohl nicht mehr existent, noch in den Köpfen von Menschen präsent sein. Jene Region in Europa, in der im vergangenen Jahrhundert besonders oft Grenzen verschoben oder abgeschafft wurden, war Ostmitteleuropa. Der geografische Schwerpunkt des Sammelbandes liegt – mit einigen Ausnahmen, in denen auch der Rhein Gegenstand der Betrachtungen ist – daher auf dieser Region.

Die einzelnen Aufsätze konzentrieren sich auf das 19. und 20. Jh. Frithjof Benjamin Schenk geht in seinem Beitrag über die Entstehung des Konzepts „Osteuropa“ jedoch weiter in die Vergangenheit zurück. Durch Auswertung einer Vielzahl verschiedensprachiger Quellen weist er nach, dass bereits Anfang des 18. Jh. damit begonnen wurde, Russland im Osten statt wie bis dahin üblich im Norden zu verorten. Wie sich im Westen aus der geografischen Umverortung dann nach und nach ein politisches Konzept von „Osteuropa“ und die Vorstellung der Teilung des Kontinents entlang einer vertikalen Linie entwickelten, ist Hauptgegenstand von Schenks Beitrag. Zur Lektüre zu empfehlen ist der Aufsatz auch wegen der prägnanten Zusammenfassung des Forschungsstands sowie der Erläuterungen zur Rezeption des Osteuropa-Konzepts in Osteuropa selbst.

In Gregor Thums Beitrag geht es um die einstige, sich über 1800 Kilometer erstreckende Ostgrenze des Heiligen Römischen Reiches. Thum widmet sich jedoch weniger der erstaunlichen Beharrungskraft, die diese Vertikale auch nach der Reichsauflösung im Jahr 1806 entfaltete. Stattdessen fragt er, warum die Grenze in ihrem deutsch-polnischen Abschnitt nach dem Zweiten Weltkrieg vollkommen von der Landkarte verschwinden konnte. Thums fakten- und kenntnisreiche Antwort, bei der er etwas sparsam mit Literaturangaben

umgeht, kann auch als Kurzfassung deutsch-polnischer Beziehungsgeschichte des 19. und 20. Jh. gelesen werden. Die Abbildung einer Karte hätte seine Ausführungen besser veranschaulicht.

Der Beitrag von Hans-Dietrich Schultz über „Raumkonstrukte der klassischen deutschen Geographie“ rundet den ersten Abschnitt ab. Darin beschäftigt er sich u. a. mit der Bedeutung von Flüssen als trennende oder verbindende Elemente und stellt so eine Verbindung zum zweiten Abschnitt „Flüsse: Trennende ‚Coupures‘, verbindende ‚Coutures‘“ her. Inwiefern Flüsse in der Vergangenheit zu Zwecken der Nationalstaatsbildung instrumentalisiert worden sind, legt Beata Halicka in ihrem Beitrag über Rhein, Oder und Weichsel dar; der zeitliche Schwerpunkt liegt auf dem 18. bis 20. Jh. Sie plädiert für eine stärkere Beschäftigung mit Flüssen als Gestaltern von Kulturlandschaften und zeigt, wie lohnend es sein kann, sich auch mit deren touristischen, wirtschaftlichen und industriellen Aspekten zu beschäftigen. Mit Verweis auf zahlreiche Publikationen und Projekte, die sich mit Flüssen als europäischen Erinnerungsorten auseinandersetzen, wirft sie die Frage auf, ob Flüsse hier nicht wieder für bestimmte politische Zwecke instrumentalisiert werden. Für das 19. Jh. analysiert Thomas Serrier, welche Bilder vom Anderen bei den jeweiligen Nachbarn an Oder und Rhein existierten. Dabei kommt er zu dem Ergebnis, dass „der Barbar“ immer östlich des Flusses verortet wurde. Rita Aldenhoff-Hübinger widmet sich in ihrem Beitrag der Geschichte Ostelbiens und fragt nach dem Fortwirken des im letzten Drittel des 19. Jh. entstandenen Bildes von dieser Region als Hort der Reaktion und Rückständigkeit. Ihre Studie ist klar strukturiert und faktenreich und angesichts des guten Abschneidens der rechtspopulistischen AfD vor allem in den östlichen Bundesländern bei der letzten Bundestagswahl von erstaunlicher Aktualität.

Das Ausloten des wirtschaftlichen und touristischen Nutzens von Flüssen sowie die Beschreibung der landschaftlichen Schönheit rechts und links ihrer Ufer wirkten Versuchen entgegen, Flüsse lediglich als zivilisatorische Grenzen zum jeweiligen Nachbarn zu konstruieren. Markus Krzowska zeigt, wie ambivalent die Weichsel (insbesondere ihr unterer Flusslauf) im deutschen Diskurs seit Mitte des 19. Jh. dargestellt wurde. So existierten sowohl Beschreibungen der Weichsel als „Kulturscheide“ und „Strombarriere“ wie auch als „Völker verbindendes Band“. Nicht nur weil den wenigsten Lesern die Brynica ein Begriff sein dürfte, sei der Beitrag Jawad Daheurs über diesen gerade einmal 55 km langen, in Südpolen gelegenen Fluss zur Lektüre empfohlen. Der Vf. zeigt, wie das in der Mitte des 19. Jh. entstandene Bild der Brynica als „zivilisatorischer Grenze“ und althergebrachte Stereotype über die Bewohner der jeweils anderen Seite des Flusses bis heute nachwirken. Als ein Vorläufer des Konzepts der Phantomgrenzen kann die in den 1960er Jahren in Polen entwickelte Theorie der Reliktgrenzen (*granicy reliktowe*) gelten. Angesichts des Umstands, dass wissenschaftliche Forschung und Theorien aus dem Osten im Westen nur selten Beachtung finden, sind Daheurs Ausführungen zur Entstehung dieses Konzepts sehr verdienstvoll.

Im Mittelpunkt von Catherine Gousseffs Beitrag stehen die Bug-San-Linie und die Frage, welche Argumente ins Feld geführt wurden, um diese während des deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakts hastig gezogene Grenze, die das einstige Galizien teilte, im Nachhinein zu rechtfertigen. Bei der Implementierung dieser Grenze kam es zu Zwangsumsiedlungen ukrainischer und polnischer Bevölkerungsgruppen. Die Beiträge von Bettina Bruns und Jarosław Jańczak beschäftigen sich mit der östlichen Außengrenze der Europäischen Union. Am Beispiel des zwischen Weißrussland und Polen verlaufenden EU-Grenzabschnitts erläutert Bruns die ambivalente Wirkung dieser Grenze zwischen Abschottung und Integration. Jańczak erörtert, inwiefern der einst den europäischen Kontinent teilende Eiserner Vorhang als Phantomgrenze bis in unsere Gegenwart zu spüren ist.

Grenzen haben sich in den letzten Jahren zu einem beliebten Forschungsgegenstand entwickelt. Angesichts der damit einhergehenden großen Anzahl von Neuerscheinungen zu diesem Thema sei dieser Sammelband all jenen empfohlen, die sich für das Entstehen von Grenzen und ihr Beharrungsvermögen speziell in Ost- und Zentraleuropa interes-

sieren. Ein großes Verdienst der meisten Aufsätze ist die Anwendung des in der Einleitung prägnant erklärten Ansatzes der Phantomgrenzen.

Wien

Nadja Weck

**Geschichte Bauen.** Architektonische Rekonstruktion und Nationenbildung vom 19. Jahrhundert bis heute. Hrsg. von Arnold Bartetzky. (Visuelle Geschichtskultur, Bd. 17.) Böhlau. Köln u. a. 2017. 419 S., Ill. ISBN 978-3-412-50725-1. (€ 60,-)

Given the recent Islamic State dynamiting of antiquities, debates about the demolition of US Confederate monuments, and ongoing construction of religious-national edifices across Europe, this multidisciplinary volume's critical examination of Eastern European historic reconstructions offers particularly timely insights. Based upon research undertaken and presented since 2014 at Leipzig's Geisteswissenschaftliches Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas (GWZO), it compares case studies of "reconstruction", defined as the attempted replication of a destroyed or damaged structure, often at the expense of surviving traces. As such, reconstructions oppose conservation methods as put forth by the 1964 Venice Charter. Scholarship on reconstructions has gained considerable momentum, notably in Winfried Nerdinger's 2010 exhibition at Munich's Technical University, "Geschichte der Rekonstruktion. Konstruktion der Geschichte," which prompted a response against reconstructions the next year<sup>1</sup>. Numerous German works have also praised or critiqued Polish reconstructions. Nonetheless, this is the first collection to compare how East European reconstructions have underpinned nation-building and national mythologies. Although some contributors take positions in ongoing debates, editor Arnold Bartetzky observes, "emphasis is placed, not on praise or polemics, but understanding the motives and processes" (p. 15). In an area as contentious as reconstructions, such scholarly comparison exposes several patterns.

First, precarious new nation-states find particular legitimacy in architectural simulations that stage a long national tradition. As Adamantios Th. Skordos shows in early 19th-c. Athens, Byzantine churches were demolished to expose antique ruins or finance construction of a new neoclassical university in the inner city. More recently, Evelyn Ivanova-Reuter reveals, a reconstructed medieval monastic complex in Macedonia has arisen at the cost of the Ottoman heritage.

Second, nationalizing regimes eternalize medieval history through "political historicist" reconstructions; in particular, the construction of imperial border posts inscribe national boundaries onto the collective mental map (p. 64). Elisabeth Crettaz-Stürzl illustrates this process in imperial Germany's reconstruction of the Alsatian Hohkönigsburg and West Prussian Marienburg, as does Radu Lupescu in Hungarian plans to reconstruct the Vajdahunyad fortress in what later became Romania.

Third, national appeals have helped reconstruction plans to withstand regime change. Longstanding plans to rebuild the Roman victory column Tropaeum Traiani in contested northern Dobruja, Robert Born observes, were realized under Nicolae Ceaușescu and the column was restored with EU funds. Interwar Czech ideas regarding rebuilding Prague's Hussite Bethlehem chapel as a national monument, Jan Randák shows, were realized amid Stalinist nationalist chauvinism. Soviet-era plans to rebuild Riga's House of the Blackheads (destroyed in the Second World War) and Vilnius' palace (long since vanished), Andreas Fülberth illustrates, were realized after 1991.

Finally, national victim narratives often justify campaigns to construct an idealized urban past. As Keya Thakur-Smolarek reveals, claims of victimhood prompted Polish politicians and planners to clear Russian aesthetics amid and after the First World War in

<sup>1</sup> JOHANNES HABICH (ed.): *Denkmalpflege statt Attrappenkult. Gegen die Rekonstruktion von Baudenkmalern—eine Anthologie*, Basel 2011.



favor of what was supposed to be national Polish symbolism. As Piotr Kor d u b a shows, Warsaw's Stalinist-era reconstruction infused an idealized old town with modern amenities and nationally preferred styles. And Tomasz Torbus carries selective memories of a homogenized national past into former German territories annexed to Poland after 1945, where on Wrocław's Rynek, Racibórz's market square, and in the Brzeg and Szczecin palaces a profusion of ahistorical Renaissance encrustations implies stylistic union with the Polish nation.

Perhaps, in the end, some staging of the past is needed for humans to feel at home. Sweeping destruction from total war and modernist bulldozers has typically left the least exceptional residuals. Not just tourists but residents prefer surrounding a run-of-the-mill Renaissance box like Frankfurt's Haus Wertheim (the old town's only surviving half-timbered relic) with fanciful reconstructions of grander ensembles if the alternative is parking lots or shopping malls. Yet the stakes are high when historyless modern cities demand new highlights to selectively remember the past. As Bartetzky observes, "the creation of an ideal image of history that suits the needs of the present" overwrites less usable histories, not least by clearing traces that occupied the same site (p. 26). This volume, appropriate for a multidisciplinary scholarly and student audience, thus provokes larger questions about when the hunger for *Heimat* compels construction of a usable heritage.

Washington, DC

Andrew Demshuk

**Das Jahr 1813, Ostmitteleuropa und Leipzig.** Die Völkerschlacht als (trans)nationaler Erinnerungsort. Hrsg. von Marina Dimitrieva und Lars Karl unter Mitarbeit von Paweł Gorszczyński. (Visuelle Geschichtskultur, Bd. 15.) Böhlau. Köln u. a. 2016. 299 S., Ill. ISBN 978-3-412-50399-4. (€ 50,-)

Die Völkerschlacht von Leipzig im Oktober 1813 war nicht nur ein deutsches Ereignis und blieb auch nicht nur auf die deutsche nationale Erinnerungskultur beschränkt. Die Erinnerung an die Völkerschlacht ist darum auch nicht nur Indikator für die Entwicklungen und Gegensätze der politischen Kultur des deutschen Nationalismus und Nationalstaates, auch wenn das gewaltige Leipziger Denkmal dies durch seine Monumentalität wie durch sein Skulpturenprogramm und seine Inschriften beanspruchte. Das zeigt allein schon ein Blick auf die teilweise in Vergessenheit geratene Denkmallandschaft in und um Leipzig, wo auch die anderen beteiligten osteuropäischen bzw. ostmitteleuropäischen Staaten im Laufe des 19. Jh. Erinnerungsmale ganz unterschiedlicher Art von Denkmälern und Gedenksteinen zur Erinnerung an österreichische Generäle und Gefallene bis hin zu der russischen Gedächtniskirche in Leipzig errichtet haben.

Die Ambivalenz der nationalen Mythenbildung und Erinnerung an die Völkerschlacht in Deutschland wie auch bei den osteuropäischen Nachbarn zeigt sich überdies in dem semantischen Streit um die angemessene begriffliche Form der Kommemorierung, die von Anfang an Spiegel der geschichtspolitischen Instrumentalisierung war. Galt in Preußen und in den anderen deutschen Bundesstaaten die Schlacht als Geburtsstunde der deutschen Freiheits- und Nationalbewegung und darum als Höhepunkt der „Freiheitskriege“, so war sie aus der Perspektive der monarchischen Ordnung Bewährungsprobe europäischer monarchischer Souveränität und Solidarität im Kampf gegen den Usurpator Napoleon und wurde darum als Befreiungskrieg erinnert. Was sich in den ersten Jahren nach den napoleonischen Kriegen noch als ein rivalisierendes Neben- und Gegeneinander der Erinnerungen, etwa bei dem Wartburgfest der deutschen Burschenschaften im Oktober und in den Sieges- und Gefallenengedenkfeiern der preußischen Monarchie in Berlin und anderswo, darstellte, war bald von dem Anspruch monarchischer Legitimation überlagert.

Dass diese Ambivalenz der Erinnerung an die Völkerschlacht auch in den geschichtspolitischen Setzungen bzw. Erinnerungen der anderen beteiligten Staaten zu beobachten ist, gerät erst allmählich in das Bewusstsein und könnte so Bestandteil einer europäischen Erinnerungskultur werden. Die transnationale Ausprägung dieser Erinnerung war ein wichti-

ges Thema der Jahrestagung 2013 des Geisteswissenschaftlichen Zentrums Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas an der Universität Leipzig, deren Beiträge nun in einem Sammelband vorliegen. Diese Tagung unterschied sich von anderen parallelen wissenschaftlichen Konferenzen, etwa des Zentrums für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr, deren Referate inzwischen ebenfalls als Sammelband vorliegen<sup>1</sup>, durch die vorwiegend transnationale Ausrichtung sowie durch die erinnerungsgeschichtliche, vor allem auch auf visuelle Quellen konzentrierte Schwerpunktsetzung. Dass im Untertitel des Bandes freilich das Adjektiv transnational in seinem ersten Wortteil in Klammern gesetzt wird, trägt der Heterogenität des Bandes Rechnung und deutet auch das forschungstheoretische, methodologische Ungleichgewicht zwischen den beteiligten nationalen Forschungskulturen an.

Die Mehrzahl der Beiträge ist deutschen Themen der Geschichtspolitik und Erinnerungskultur gewidmet und kann sich auf eine lange, methodisch laborierte und interdisziplinäre kultur- und militärgeschichtliche Forschungstradition stützen, während für die ost-(mittel)europäischen Nachbarn hier noch viel zu entdecken ist. Das gilt auch für die sowjetische bzw. russische Geschichtspolitik, die den Krieg mit Napoleon als „Vaterländischen Krieg“ bezeichnete und 1941 scheinbar mühelos eine Kontinuität konstruierte, indem sie nun vom „Großen Vaterländischen Krieg“ sprach. In der Russischen Föderation, so Stefan Troebst, wurde die Kontinuität selektiv auf das Jahr 1612 zurückverlängert und ein monoethnisch-russisches Nationalstaatskonzept konstruiert, im Unterschied zum multiethnischen russländischen. Von sehr viel größerer Bedeutung war der Bezug auf die napoleonischen Kriege für die polnische Geschichtspolitik, verbanden sich doch mit dem wechselvollen Schicksal Polens zwischen 1806 und 1813 die Mythen von nationalem Heldentum, von Hoffnungen und Märtyrertum; personifiziert wurde dies im Mythos um General Józef Poniatowski, das prominenteste polnische Opfer der Völkerschlacht. Dagegen finden sich im heutigen Niederschlesien Zeugnisse einer preußisch-deutschen Heldenverehrung mit dem Blücher-Gedenken in Gestalt eines pathetisch-heldenhaften Denkmals einerseits und der Breslauer Jahrhunderthalle von 1913 andererseits, deren kühne, moderne Architektur wiederum als ästhetisches Gegenstück zum zentralen Symbol nationalistisch-völkischer Sammlungs- und Machtpolitik, eben dem Leipziger Völkerschlachtdenkmal, gedacht war und auch die kulturellen Gegensätze im wilhelminischen Kaiserreich andeutet. Das aktuelle polnische Bemühen um Modernität in Richtung Westen konnte 2013 an die Kultur der Jahrhunderthalle lückenlos anknüpfen und die zahlreichen Gegensätze und Mehrdeutigkeiten in der transnationalen Erinnerungskultur andeuten.

Auch die anderen zum Vergleich anregenden Beiträge des Sammelbandes, die hier nicht mehr angesprochen werden können, zeigen das Potential, das in einem solchen transnationalen Vergleich steckt, das in der Einleitung aber nur ansatzweise aufgegriffen wird.

Münster

Hans-Ulrich Thamer

<sup>1</sup> MARTIN HOFBAUER, MARTIN RINK (Hrsg.): Die Völkerschlacht bei Leipzig. Verläufe, Folgen, Bedeutungen 1813-1913-2013, Berlin – Boston 2017.

**Ruth Leiserowitz: Heldenhafte Zeiten.** Die polnischen Erinnerungen an die Revolutions- und Napoleonischen Kriege 1815-1945. (Die Revolutions- und Napoleonischen Kriege in der europäischen Erinnerung.) Ferdinand Schöningh. Paderborn 2017. 237 S., Ill. ISBN 978-3-506-78605-0. (€ 39,90.)

Die Revolutions- und Napoleonischen Kriege (1792-1815) haben in der Geschichte des europäischen Kontinents eine besondere Stellung inne – sie stehen nicht nur für große, militärisch ausgetragene Konflikte zwischen verschiedenen Staaten und umfassende territoriale Verschiebungen, sondern sind vor allem auch Symbol für einen gesamtgesellschaftlichen Wandel, dessen Auswirkungen von immenser Bedeutung für die spätere kultur- und geistesgesellschaftliche Entwicklung aller europäischen Völker waren. Diesen Zeitraum im

Hinblick auf die in verschiedenen Medien vermittelten erfahrungs- und erinnerungsgeschichtlichen Dimensionen in europäischer Perspektive näher auszuleuchten, widmet sich die Publikationsreihe *Die Revolutions- und Napoleonischen Kriege in der europäischen Erinnerung*.

Im vorliegenden Band untersucht die Historikerin Ruth Leiserowitz diese im kollektiven Bewusstsein der Polen als traumatische Erfahrung des Verlustes der Eigenstaatlichkeit verankerte historische Periode unter dem Gesichtspunkt der in der Literatur und im kulturellen Gedächtnis überlieferten Erinnerungen an die „polnischen Helden der Napoleonischen Kriege“ (S. 15). Die Grundlage ihrer Untersuchung bilden literarisch manifestierte Erinnerungen und Erfahrungen in 265 zwischen 1815 und 1945 publizierten polnischsprachigen Selbstzeugnissen und historischen Romanen sowie Jugendromanen, wobei diese Werke als Medien im Sinne von Trägern literarisch (re)konfigurierter kollektiver Erinnerungs- und Erfahrungszusammenhänge verstanden werden, welche die Ausbildung nationaler Identitäten fördern.

Um die spezifischen Rahmenbedingungen in Polen und die historische Ausgangslage zu klären, zeichnet L. zunächst die Entwicklung eines anfänglich zersplitterten polnischen Buchmarktes hin zur „Ausbildung eines [...] nationalen Literaturmarktes mit starkem patriotischem Anspruch“ (S. 48) nach. Aus ihrer anschließenden systematischen Auswertung der erfassten Publikationen arbeitet sie Tendenzen hinsichtlich der erinnerten Orte, Topoi, Motive und Figuren heraus. Darüber hinaus schlägt sie eine Periodisierung der Erinnerung vor, wobei sie feststellt, dass diese im Unterschied zu anderen europäischen Ländern über den Zweiten Weltkrieg hinaus fortgesetzt wurde. Die weiteren Kapitel sind schlaglichtartig Einzelphänomenen der polnischen Erinnerung an die Napoleonischen Kriege gewidmet. Im Rückgriff auf Astrid Erll werden das polnische Nationalepos *Pan Tadeusz* von Adam Mickiewicz und Stefan Żeromskis *Popioły* hinsichtlich ihrer „Rhetorik der Erinnerung“ (S. 82) reflektiert und ihre weitere Rezeption sowie transmediale Wirkungsgeschichte dargestellt. Da die Vf. das vorliegende Buch auch als einen „Beitrag über die Kulturgeschichte des polnischen Legionärs“ (S. 166) versteht, werden die Erinnerungsjunktoren der differentiellen Darstellung der polnischen Legionen in diesen beiden Werken ebenfalls aufgezeigt.

In den Ausführungen des nachfolgenden Kapitels zu den Erinnerungen polnischer Offiziere an den Russlandfeldzug von 1812 verknüpft L. ihre Analyse der Beobachtungen der Feldzugteilnehmer über die ehemaligen polnischen Ostgebiete (*Kresy*) mit deren Darstellung in historischen Jugendromanen des frühen 20. Jh. und legt einen besonderen Fokus auf die stereotypen Vorstellungen über die jüdischen Bewohner dieser Gebiete. Gerade die Jugendromane fungierten nach L. entscheidend als Medien der patriotischen Identitätsbildung der jungen Generation des neuen, souveränen polnischen Staates. Hier wären weitere Untersuchungen mit Blick auf polnische Phantasmen und Imaginationen aus postkolonialer Perspektive denkbar.<sup>1</sup> Die beiden vorletzten Kapitel sind zwei herausragenden Protagonisten gewidmet: Die literarische Figur der Maria Walewska wird ausgehend von Waclaw Gąsiorowskis Roman *Pani Walewska* neu kontextualisiert, indem die „transmedialen Konfigurationsprozesse“ (S. 141) dieses Stoffes aufgezeigt werden, die insbesondere in der Zwischenkriegszeit eine bemerkenswerte europaweite Resonanz hervorriefen. Tadeusz Kościuszko schließlich wird als eine transnationale identitätsstiftende Erinnerungsfigur identifiziert, und auch die verschiedenen geschichtspolitischen Interessen dienenden Mythenbildungen um seine Person werden dabei betrachtet. In ihrem Schlusskapitel würdigt L. außerdem die Übersetzer der polnischen historischen Literatur als „Agenten des Transfers“ (S. 157), die aufgrund ihrer Tätigkeit nicht nur einzelnen Werken zu einer breiten

<sup>1</sup> Vgl. z. B. JAN SOWA: *Fantomowe ciało króla. Peryferyjne zmagania z nowoczesną formą* [Phantomkörper des Königs. Peripheres Ringen mit einer modernen Form], Kraków 2011.

Rezeption, sondern auch Motiven wie dem „polnische[n] Freiwilligen“ (S. 155) zu einem festen Platz in der europäischen Kulturgeschichte verholfen hätten.

Hervorzuheben ist das große Verdienst der Vf., die identitätsstiftenden Funktionen der breit gefächerten polnischen Erinnerungsprozesse zu den Napoleonischen Kriegen in einem multiperspektivischen und transmedialen Forschungsansatz mit der europäischen Gedächtnis- und Erinnerungslandschaft zu diesem Themenkomplex vernetzt zu haben, was auch im Hinblick auf den deutsch-polnischen Erinnerungsdiskurs eine bemerkenswerte Kontextualisierung darstellt.

Mainz

Magdalena Koy

**Astri Schönfelder: Deutsche Bürger „contra homines novi“.** Die städtischen Wahlkämpfe in Estland 1877-1914. (Hamburger Beiträge zur Geschichte des östlichen Europa, Bd. 22.) Verlag Dr. Kovač. Hamburg 2016. 196 S. ISBN 978-3-8300-8556-0. (€ 85,90.)

Die Monografie beginnt mit einem markanten Zitat, in dem der deutsche Ratssyndikus Thomas Wilhelm Greiffenhagen 1877 die neuen, estnischen Stadtverordneten im Ratssaal von Tallinn als „solche Leute“ bezeichnet, die „man zum ersten Mal sah“, um dann mit Befremdung, Verwunderung und Distanz festzustellen, dass diese nun „in einer für die Stadt so wichtigen Versammlung Sitz und Stimme haben sollten“ (S. 9). Damit benennt Astri Schönfelder die zentrale Thematik ihrer Arbeit – die Charakterisierung der deutsch-estnischen Beziehungen auf lokalpolitischer Ebene in den Jahrzehnten vor der Gründung der Republik Estland, mit der russischen Zentralpolitik als Akteur im Hintergrund. Die im Titel genannten Aufsteiger unter den Esten machten die Bestrebungen der Mehrheitsbevölkerung nach einem größeren Mitspracherecht auf städtischer Ebene sichtbar. Anders als die Tätigkeit der Gallionsfiguren des estnischen nationalen Erwachens, wie z. B. Johann Woldemar Jannsen und Carl Robert Jakobson<sup>1</sup>, ist das pragmatische politische Alltagsgeschäft vieler Lokalpolitiker estnischer Herkunft in Estland kaum bekannt.

Das Buch bietet viele interessante Einblicke in Detailfragen der damaligen städtischen Politik, wie etwa die Umstände des Übergangs vom Dreiklassensystem zum Vermögenszensus im Rahmen der 1892 eingeführten neuen Städteordnung, in dessen Folge die Zahl der Wahlberechtigten von ca. fünf Prozent im Jahre 1870 auf ca. zwei Prozent im Jahre 1892 sank (S. 180), weil von da an nur die Immobilienbesitzer wählen durften. Des Weiteren werden die Wahlbeteiligung sowie die Wahlkampfrhetorik auf beiden Seiten thematisiert. Es wird gezeigt, dass die Deutschbalten anfangs sozioökonomisch argumentierten und ihre Vorrangstellung mit der sozialen Position in den Städten begründeten, während die Esten das demokratische Prinzip betonten.

Aus der zeitlichen Distanz von über 100 Jahren wundert man sich über die Direktheit der Wahlkampfsprache, in der eine von den Esten dominierte politische Gruppierung 1904 von den Deutschen als eine, deren „Horizont über die Befriedigung der allerprimitivsten Lebensbedürfnisse nicht hinausreicht“, bezeichnet wurde (S. 146). In der Rhetorik auf deutscher Seite sehe ich als Literaturwissenschaftlerin eine aus der deutschbaltischen Literatur und insbesondere Autobiografik bekannten Darstellungsweise, bei der die Beziehung der Esten und Letten zu den Deutschen als eine Vater-Kind-Beziehung imaginiert wurde. Die Esten und Letten stehen als undankbare Kinder da, für die man doch stets gesorgt habe, doch die dem Vater den Rücken zuwenden und das gegenseitige Verhältnis neu definieren wollen. Sch. spricht in diesem Kontext von Dankbarkeit, die die Deutschen erwartet hätten. Diese Stimmung fasst Edzard Schaper in seinem 1941 erstmals erschienenen Roman *Der Henker*, der die Zeit um 1905 behandelt, wie folgt zusammen: „Immer sind

<sup>1</sup> CORNELIUS HASSELBLATT: *Geschichte der estnischen Literatur. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Berlin – New York 2006, S. 175 ff.

denen, die Geschichte gemacht haben, ihre Schulden vorgehalten worden von denen, die nach langer Zeit der Anteillosigkeit an der Geschichte in ihre Aufgabe einrückten.“<sup>2</sup>

Doch neben dieser deutschbaltischen Grundhaltung, die wieder einmal ihre Bestätigung findet, gab es unter Deutschbalten, wie Sch. zeigt, auch andere Positionen und Beispiele der erfolgreichen Zusammenarbeit, aus persönlichen, pragmatischen oder beruflichen Gründen. Die Esten wiederum, mit Mühe in den Stadtverwaltungen angekommen, brachten laut Sch. keine revolutionären Umwälzungen mit sich, so dass die Vf. ihr Buch mit der Frage beendet, ob in den estnischen Rathäusern der alte deutsche Bürgergeist weiterregiert habe (S. 182).

Die Quellengrundlage bilden hauptsächlich estnische und deutsche Zeitungen. Neben Tallinn und Tartu (Dorpat) werden auch die Diskussionen in den estnischen Kleinstädten thematisiert. Dieses weitgefassete Bild vermag die vielschichtigen nationalen Beziehungen sicherlich besser zu beschreiben als eines, das nur auf die Zentren fokussiert. Näher besprochen werden die politischen Prozesse im Städtchen Valga, wo die Macht schneller in estnische Hand übergang als andernorts. Das Beispiel weiterer Kleinstädte zeigt, dass soziale und mentale Begegnungsräume zwischen den teilweise verfeindeten nationalen Gruppen oft durch pragmatisch orientierte, halbgermanisierte Esten geschaffen werden konnten (vgl. S. 119), auch wenn nicht immer klar ist, aus welcher Motivation heraus die Esten mit den Deutschen kooperierten.

Die Schilderung der Einstellungen und Dynamiken unter den estnischen Wählern und Gewählten bildet den spannendsten Teil der Monografie. Während zu Beginn der analysierten Periode die Mehrheit der estnischen Wahlberechtigten die führende Rolle der Deutschen anerkannte, entwickelten sie bis zur Jahrhundertwende ein deutlich stärkeres Selbstbewusstsein, das sich neben der nationalen Komponente auf die ökonomische Entwicklung und den immer größer werdenden estnischen Bevölkerungsanteil in den Städten stützte. Daher resümiert die Autorin, dass sich der Wahlkampf in den Städten, obgleich er nur einen geringen Teil der Bevölkerung betraf, für die Esten als eine wichtige Erfahrung erwies, da man gelernt habe, Opposition zu betreiben, Koalitionen zu bilden und nach einem politischen Konsens zu streben (S. 181). Somit war der jahrzehntelange Wahlkampf mit den sich allmählich verändernden Kräftekonturen in den estnischen Städten für die immer stärker werdende estnische Elite ein Lernprozess, in dessen Rahmen neben dem nationalen Gegeinander auch ein pragmatisch-kompromissbereites Miteinander geübt werden konnte.

Tallinn

Maris Saagpakk

<sup>2</sup> EDZARD SCHAPER: *Der Henker*, Leipzig 1979.

**Stefan Guth: Geschichte als Politik.** Der deutsch-polnische Historikerdialog im 20. Jahrhundert. (Ordnungssysteme. Studien zur Ideengeschichte der Neuzeit, Bd. 45.) De Gruyter. Berlin – Boston 2015. VI, 520 S. ISBN 978-3-11-034611-4. (€ 59,95.)

Das hier zu besprechende Buch unternimmt erstmalig den Versuch, den deutsch-polnischen Historikerdialog im 20. Jh. system- und epochenübergreifend in seinen Verschränkungen, Kontinuitäten und Brüchen zu analysieren, sich mithin also nicht nur auf die bereits sprichwörtlich gewordene deutsche „Ostforschung“, die polnische „Westforschung“ oder die DDR-Historiografie zu Polen zu beschränken. Damit ist bereits das große Verdienst der Arbeit benannt, denn an einer derartigen Synopse hat es bisher gefehlt.

Stefan Guth untergliedert sein Werk in sieben chronologisch geordnete Kapitel. Nach der Einleitung (Fragestellung, Methode, Forschungsstand etc.) folgen Kapitel über die Zwischenkriegszeit, den Zweiten Weltkrieg, die ersten Nachkriegsjahre, Polen und die DDR, Polen und die Bundesrepublik sowie die Schlussbetrachtungen. Die Schwerpunkte liegen dabei zum Ersten auf den 1930er Jahren, als sich im Umfeld des Internationalen Historikerkongresses in Warschau 1933 „Argumentationsmuster, Podien und Bastionen

der Kontroverse herausbildeten“ (S. 28), zum Zweiten auf den 1950er Jahren, „als die Auseinandersetzung zunächst unter gänzlich veränderten innen- und außenpolitischen Rahmenbedingungen, aber in Fortsetzung der alten Argumente und Interaktionsmuster wieder aufgenommen wurde, parallel dazu aber auch erste Verständigungsinitiativen in Gang kamen – staatlich verordnet zwischen Polen und der DDR, informell zwischen der BRD und Polen“ (S. 4) und zum Dritten auf den 1970er Jahren, „als die Geschichtswissenschaft im Rahmen der Schulbuchkommission zentral zur Normalisierung der zwischenstaatlichen Beziehungen zwischen der Bundesrepublik und der Volksrepublik beitrug“ (ebenda). Abgerundet wird die Darstellung durch eine tabellarische Aufstellung aller Zusammenkünfte deutsch-polnischer Historikerkommissionen. Das Ziel der Untersuchung wird klar formuliert: „Die vorliegende Studie bezweckt folglich eine *politische Geschichte der Geschichtsschreibung*. Dabei rückt sie die Berufshistoriker beider Länder in den Mittelpunkt und fragt nach den politischen Voraussetzungen und Implikationen ihrer jeweiligen historiographischen und geschichtspopularisierenden Tätigkeit“ (S. 3, Hervorhebung im Original).

Methodisch werden mehrere Zugänge verwendet, darunter Jörn Rüsens Ansatz von Objektivitätskonstruktionen, um Parteilichkeiten offenzulegen. Der Autor merkt dazu bereits in der Einleitung an: „Trugen diese Methoden der Objektivitätskonstruierung auch bisweilen dazu bei, das Spannungsfeld zwischen Parteilichkeit und Objektivität situativ zu entschärfen, so blieb der Ruf nach mehr Objektivität oder aber der Vorwurf mangelnder Parteilichkeit doch über weite Strecken des deutsch-polnischen Historikerdialogs ein wichtiger Konditionierungsfaktor der bilateralen und nationalen Debatten“ (S. 10).

G. hat ein breites Spektrum von polnischen und deutschen Quellen zum Thema ausgewertet, dabei jedoch auf die Bestände des Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR (BStU) und des Instituts für Nationales Gedenken (IPN) verzichtet, ohne dies näher zu begründen. Dies ist schade, denn dadurch hätte sicher die enge Verzahnung von kommunistischem Machtapparat und tonangebenden Historikern in der VR Polen und der DDR konkreter benannt und besser belegt werden können.

Der durchweg sehr gut lesbar geschriebenen Darstellung gelingt es, die verschiedenen politischen, fachlichen, aber auch finanziellen Einflüsse (Mittelzuteilungen!) auf den Dialog der Historiker und dessen „Meistererzählungen“ herauszuarbeiten und deren Langlebigkeit nachzuweisen. Eines der ernüchternden Ergebnisse ist dabei, dass die verschiedenen „Meistererzählungen“ im Grunde erstaunlich simpel waren: „Vom Narrativ slawischer oder germanischer Siedlungskontinuität aus der Vorgeschichte bis in die Gegenwart über deutsche Kultur- und Volksbodentheoreme und polnische Geschichtsmymen von einer Rückkehr der Volksrepublik auf das Territorium des Piastenstaates bis hin zur Begründung der deutsch-polnischen Völkerfreundschaft aus dem Geist der Klassensolidarität ließen sich all diese Leitvorstellungen in wenigen Sätzen resümieren“ (S. 467).

Letztlich zieht der Autor ein ambivalentes Fazit, wenn er einerseits feststellt, „dass der beziehungs geschichtliche Diskurs unter den Bedingungen einer steten, von politischen Einflüssen hinlänglich abgekoppelten Fachentwicklung ein beachtliches Objektivierungspotential an den Tag gelegt hat“ (S. 468), andererseits aber zu der Einsicht gelangt, „dass die Fachwissenschaft ihr Versachlichungspotential zwar ausschöpfen *kann*, aber beileibe nicht *muss*“ (S. 469, Hervorhebung im Original). Hier wäre zu fragen, ob dieser Befund wirklich auf beide Seiten gleichermaßen zutrifft, hat doch in Deutschland nach 1990 eine kritische Auseinandersetzung mit der „Ostforschung“ stattgefunden, in Polen aber kaum etwas Ähnliches in Bezug auf die „Westforschung“ und deren Exponenten. Dies wäre aber, nach Auffassung des Rezensenten, die Voraussetzung für eine weitere, auch vom Autor geforderte, gründliche Aufarbeitung der deutsch-polnischen Beziehungsgeschichte und einen echten Historikerdialog.

**Andrea Komlosy: Grenzen.** Räumliche und soziale Trennlinien im Zeitenlauf. Promedia. Wien 2018. 247 S., Tab. ISBN 978-3-85371-434-8. (€ 19,90.)

Es ist kein Zufall, dass gerade Andrea Komlosy eine Monografie über Grenzen in globaler Perspektive vorgelegt hat. Die Wirtschaftshistorikerin an der Universität Wien forscht seit Jahren über Grenzen.<sup>1</sup> In ihrer Einleitung stellt K. fest, dass sich die ihrer Meinung nach „proklamierte Grenzenlosigkeit“ (S. 7) nicht durchgesetzt habe. Die europäischen Grenzen seien nicht aufgehoben, sondern an die EU-Außengrenze verlagert worden. Die Autorin zeigt auf, dass wir einerseits mit dem Wunschbild und andererseits mit dem Feindbild „Grenze“ konfrontiert werden. Paradox ist, dass in beide Vorstellungen Hoffnungen projiziert werden, die diese niemals erfüllen können. Als Konsequenz stellt K. fest: „Grenzen sind kein Ausnahmezustand, sondern eine Grundkonstante im Zusammenleben von Menschen und Gemeinwesen [...] Überall geht es um Fragen der Grenzziehung und Grenzüberschreitung. Ohne Grenzen kann nichts bewahrt und nichts überschritten werden“ (S. 9). Sie spricht sich gegen eine Stilisierung der Grenze zum Wunsch- oder Feindbild aus und zeigt die Entwicklung von Grenzen und deren wechselhafte Bedeutung im Laufe der Geschichte auf. Somit bietet ihr Buch eine breite Auseinandersetzung mit diesem Phänomen.

Das Buch besteht aus drei Kapiteln. Das erste Kapitel „Chronologie der Territorialität“ beschäftigt sich mit Grenze als Raum und dem menschlichen Phänomen der Grenzsetzung (Bordering). Demnach führen die jeweiligen Macht- und Herrschaftsverhältnisse sowie „das bei allen Menschen vorhandene Bedürfnis nach räumlicher Ein- und Zuordnung in konkrete politische und soziale Mechanismen“ dazu, „Kontrolle, Zugang und Ausschluss“ zu organisieren (S. 19).

Für die Entstehung von Grenzen spielte nationales Erwachen eine besondere Rolle. Als Vorbilder nennt K. die frühe französische Nationsbildung im Kontext der französischen Revolution und insbesondere die Aufstände der Polen gegen Teilung und Annexion. Die Autorin betont in diesem Zusammenhang die Rolle von Mythen in jenen Staaten, deren „Wiedergeburt“ sich in Nationalbewegungen manifestierte, wie in Serbien, Kroatien, Bulgarien, Böhmen, Mähren, Ungarn oder Polen. Solche Mythen dienten dazu, die Vorstellungen und Ansprüche auf Staatlichkeit zu untermauern. Hinsichtlich der Nachkriegsordnung behandelt K. insbesondere Ost- und Ostmitteleuropa, das von enormen Grenzänderungen betroffen war. Die kulturelle Systemgrenze führte zu militärischen und ökonomischen Blockbildungen im Zuge der bipolaren Nachkriegsordnung. Nach der Phase der globalen Ökonomie, die in den 1980er Jahren begann und sich nach dem Zusammenbruch des Ostblocks fortsetzte, kehrte im Zuge der Weltwirtschaftskrise 2007/08 der Nationalstaat zurück. Die Vf. analysiert die Auswirkungen der Flüchtlingsbewegung auf die Territorialitätsregime. Im Einklang mit der bisherigen Forschung stellt sie fest, dass die im Jahre 2015 ausgerufenen Willkommenskultur binnen eines Jahres zu einer Kehrtwende geführt habe. Zur neuen Territorialität gehörten die Selektion bei der Einwanderung und Asylabwicklung, die Aufteilung der Asylbewerber auf die Mitgliedsstaaten sowie Ausweisung und Abschiebung. Der Wunsch nach einem autoritären Suprastaat sei gewachsen, was sich z. B. in Bemühungen um die Abschottung der Außengrenzen widerspiegeln. Allerdings beschreibt K. im letzten Unterkapitel auch eine entgegengesetzte Dynamik. Virtuelle Räume wie *social media* trügen zum Verschwinden von Grenzen bei. Die Zukunft werde zeigen, wie sich Territorialitätsmuster am Ende der Flächenhaftigkeit gestalten.

Mit dem zweiten Kapitel „Typologie der Grenzen“ will K., eigenen Angaben zufolge, etwas Ordnung in die vielfältigen Ausprägungen von Grenzen und Begrenzungen bringen. Elementare Grenzen, politische Grenzen, Militärgrenzen, Kolonialgrenzen, Fronten, Phan-

<sup>1</sup> JOACHIM BECKER, ANDREA KOMLOSY (Hrsg.): Grenzen weltweit. Zonen, Linien, Mauern im historischen Vergleich, Wien 2004.

tomgrenzen, kulturelle Grenzen sowie wirtschaftliche und soziale Grenzen werden anhand von Beispielen, überwiegend aus der europäischen Geschichte, analysiert.

Das dritte Kapitel „Grenzregime und Politik der Grenze“ stellt dar, wie sich Waren-, Kapital- und Personenverkehr unter dem Einfluss von geschlossenen und offenen Grenzen entwickelten. Abermals greift K. hier das Thema der Flüchtlingsbewegung auf. Sie stellt die Willkommensphase (September 2015 bis Februar 2016) und den anschließenden Zeitraum dar, den sie als „Migrationsmanagement für die Festung Europa“ (S. 200) bezeichnet. Angesichts dessen sei eine Stabilisierung der politischen und wirtschaftlichen Lage in Europa nicht in Sicht. Der Zusammenbruch der Außengrenze 2015/16 habe als Katalysator gewirkt, der nun die Festung umso mehr stärke (S. 204).

Im abschließenden Kapitel „Vom Gebrauch der Grenze: Rückblick und Ausblick“ bilanziert die Vf., dass, wenn soziale, ökonomische und kulturelle Räume nicht miteinander übereinstimmen, sich daraus besondere Schwierigkeiten hinsichtlich politischer Grenzziehungen ergäben, aus denen sich eine gehörige Sprengkraft für Grenzkonflikte entwickle. Im letzten Satz ihres Buches betont sie, dass es in Zeiten, in denen Grenzen verstärkt zur Disposition stehen, darauf ankomme, wer welche Politik der Grenze betreibe, um eine sozial gerechte Weltordnung erstehen zu lassen. Insgesamt spricht sich K. sowohl gegen die Überbewertung von Grenzen als auch gegen deren Abschaffung aus. Sie verabschiedet sich so von der Illusion der Grenzenlosigkeit.

K. hat ein sachkundiges, äußerst anregendes Buch geschrieben, das sowohl für das Fachpublikum als auch für Laien zu empfehlen ist. Auch wenn das Phänomen Grenze noch zahlreiche weitere Aspekte beinhaltet, die weiterer Forschungen und Darstellungen bedürfen, leistet die Studie zu diesem Komplex zweifellos einen wichtigen Beitrag. Aufgrund der Verknüpfung des traditionellen historisch-soziologischen Themenkomplexes „Grenze“ mit dem hochaktuellen Themenkomplex „Migration“ lässt sich das Buch schwer bestimmten Disziplinen zuordnen. Einerseits handelt es sich um eine historische Darstellung von ausgewählten, insbesondere europäischen Grenzen. Andererseits bietet es Überlegungen zur aktuellen Lage der Migrationen in Europa. Theoretische Überlegungen hinsichtlich der Verflechtung zwischen den Themen „Grenzen“ und „Migrationen“ wären für den Leser hilfreich gewesen.

Sønderborg

Katarzyna Stokłosa

**Erinnern – Ausstellen – Speichern.** Deutsch-tschechische und deutsch-slowakische Beziehungsgeschichte im Museum. Hrsg. von Dušan K o v á ě, Miloš Ř e z n í k und Martin Schulze Wessel. (Veröffentlichungen der Deutsch-Tschechischen und Deutsch-Slowakischen Historikerkommission, Bd. 21 / Veröffentlichungen zur Kultur und Geschichte im östlichen Europa, Bd. 47.) Klartext Verlag, Essen 2017. 248 S., Ill. ISBN 978-3-8375-1689-0. (€ 24,90.)

Museen haben in den letzten Jahren zunehmend die Aufmerksamkeit der Geisteswissenschaften auf sich gezogen. Die Einrichtungen, in denen hauptsächlich dingliche Quellen verwahrt und der Forschung zur Verfügung gestellt wurden, gerieten zusehends selbst in den Fokus der Wissenschaft und wurden zum zentralen Untersuchungsgegenstand. Ihre Bedeutung als eher passiv erscheinende, Kulturgut bewahrende „Gedächtnisinstitutionen“ und Wissensvermittler steht seitdem zur Diskussion. Auf einer Tagung der Deutsch-Tschechischen und Deutsch-Slowakischen Historikerkommission, die bereits im Jahr 2010 stattfand und auf die der vorliegende Band zurückgeht, fassten die Organisatoren Miloš Ř e z n í k und Martin Schulze Wessel das Museum einerseits als Medium und andererseits als Akteur im Kontext von Geschichtspolitik und Erinnerungsdiskurs auf. In ihrer Einleitung, die eine kenntnisreiche Übersicht bietet, charakterisieren sie Museen als kommunikative, konstruierende und interaktive Einrichtungen, in denen Geschichte eben nicht nur ausgestellt, sondern gleichzeitig auch hergestellt wird (S. 12). Die Hrsg. sprechen ihnen eine gewisse Handlungsfähigkeit zu, und folglich stehen die Beziehungen zwischen



Menschen und Institutionen tschechischer, slowakischer, deutscher und jüdischer Zugehörigkeiten sowie die Wirkung von Umbrüchen und Wandel im Mittelpunkt.

In dieser Hinsicht liefern Elena Kurincová und Elena Mannová den spannendsten Beitrag. Sie legen am Beispiel des Stadtmuseums Bratislava sehr differenziert und zugleich anschaulich dar, wie politisches Geschehen und gesellschaftliche Umbrüche sich über einen Zeitraum von mehr als 100 Jahren auf die Präsentationen, die Narrative, die Menschen und ihre Tätigkeiten im Museum auswirken. Der Lokalpatriotismus in Bratislava blieb beispielsweise stets ausgeprägt, während auf nationaler Ebene gewissermaßen Büsten politischer Herrscher hinzukamen, aber auch wieder verschwanden und die Sammlungen Rekontextualisierungen unterworfen wurden. Im Laufe der Jahre änderten sich Zugehörigkeiten und Loyalitäten auf verschiedenen Ebenen, doch blieb eine gewisse Persistenz bei gleichzeitiger Anpassung an die neuen Verhältnisse erkennbar.

Zum „Jüdischen Zentralmuseum“ in Prag in den Jahren 1941 bis 1945 stellt der Historiker und Journalist Jan Björn Potthast die zentralen Ergebnisse seiner bereits 2002 veröffentlichten Dissertation vor, ergänzt um aktuelle Literaturverweise. Eine der wohl weltweit größten Sammlungen an Judaika entstand unter der Leitung der Prager Zentralstelle für jüdische Auswanderung, deren Mitarbeiter gleichzeitig für die Deportation der jüdischen Bewohnerinnen und Bewohner Böhmens und Mährens verantwortlich waren. In perfider Weise wurden hier jene kulturellen Objekte zusammengetragen, die zurückblieben, als die Menschen, die sie besaßen, verschleppt und ermordet wurden und an denen sich die Nationalsozialisten nicht direkt bereichern konnten. Potthast vermutet, dass das Museum für Schulungszwecke im Sinne der so genannten „Gegnerforschung“ der Nationalsozialisten entstand. Zugleich war es das Anliegen der jüdischen Kultusgemeinde in Prag, durch Verhandlungen mit der NS-Administration die Wertgegenstände zu retten.

Aus einer anderen Perspektive widmet sich Katalin Deme der jüngeren Geschichte des Jüdischen Museums Prag, das bereits 1906 gegründet und im Zweiten Weltkrieg nicht zerstört worden war. Vergleichend zieht sie das Jüdische Museum Bratislava hinzu und stellt die Konzepte beider Museen mit Blick auf die tschechisch- und slowakisch-jüdische(n) Geschichte(n) in den Ausstellungen seit den 1990er Jahren einander gegenüber. Deme kommt zu dem Schluss, dass in Prag eine „ethnozentrisch-elitäre“ und in Bratislava eine „ethnozentrisch-folklorisierende“ Tendenz (S. 58) der Komplexität der Beziehungen zwischen Minderheits- und Mehrheitsbevölkerung kaum Rechnung getragen habe. Da der Fokus auf der Darstellung der Vergangenheit und einer objektzentrierten Darstellungsweise lag, ohne die Entstehung der Sammlungen sowie die Verflechtungen und transkulturellen Einflüsse ausreichend zu kommunizieren, seien zwar Museen für Minderheiten entstanden, die gleichzeitig aber gegenüber der Mehrheitsgesellschaft abgrenzend gewirkt hätten.

Boris Böhm stellt die Initiative zum Gedenken an die „Euthanasie“-Opfer im Protektorat Böhmen und Mähren vor. Die Aufarbeitung dieser Verbrechen begann erst in den 1980er Jahren und wurde mit dem Aufbau einer länderübergreifenden Arbeitsgruppe 2007 intensiviert, zu der Böhm selbst gehört. Sein Bericht vermittelt erschütternde Einblicke in die Verfahrensweise der Tötungseinrichtung Pirna-Sonnenstein und ihrer benachbarten Kliniken, aus denen die Patienten kamen. Als Ergebnis der Zusammenarbeit konnten neue Ergebnisse zu den Morden im Reichsgau Sudetenland und im Protektorat Böhmen und Mähren 1939-1945 veröffentlicht und über eine Wanderausstellung vermittelt werden.

Einen Einblick in die deutsch-tschechischen Museumsdiskussionen nach 1990 geben Kristina Kaiserová und Miroslav Kunštát. Sie skizzieren die politischen Hintergründe zur Idee eines Museums der Deutschen in Böhmen. Erkennbar wird, dass u. a. kompetitive Logiken zu neuen Museumskonzepten wie in z. B. in Ústí nad Labem führen, wo ein „Gegenbild“ (S. 138) oder eine Ergänzung zum geplanten Sudetendeutschen Museum in München entstehen soll. Beide Projekte gerieten in den letzten Jahren ins Stocken, auch wenn oder vielleicht gerade weil mit ihnen, wie Kaiserová und Kunštát ausführen, neue Wege beschritten und Zugänge perspektivisch erweitert werden sollten.

Die einzelnen Beiträge des Bandes greifen spannende Themen auf, sind aber – wie oft in Sammelbänden – qualitativ sehr unterschiedlich. Nachteilig wirkt sich der zeitliche Abstand zwischen den Forschungen, der Tagung und der Publikation aus. So liegt seit 2017 eine neue Version der hier abgedruckten Konzeption für die Arbeit der „Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung“ von 2012 vor. Die „Konzeptionellen Überlegungen für Ausstellungen“ der vorgenannten Stiftung wurden zudem seit 2010 mehrmals online publiziert. Wie rasch Konzeptionen ersetzt oder nicht umgesetzt werden, zeigt der Beitrag von Marita Krauss zum Sudetendeutschen Museum in München. Insofern übernimmt die vorliegende Publikation auch die Funktion, Museumsideen im Rahmen des Paragraphen 96 Bundesvertriebenengesetz („Pflege des Kulturgutes der Vertriebenen und Flüchtlinge und Förderung der wissenschaftlichen Forschung“) zu Beginn des 21. Jh. zu dokumentieren.

Oldenburg

Cornelia Eisler

**Literarische Erinnerung an den Ersten Weltkrieg in Regionen Mitteleuropas.** Hrsg. von Maria Gierlak, Małgorzata Klentak-Zabłocka und Thorsten Unger. (Warschauer Studien zur Kultur- und Literaturwissenschaft, Bd. 9.) Lang. Frankfurt am Main 2017. 292 S. Ill. ISBN 978-3-631-66581-7. (€ 59,95.)

Gleich zu Beginn des Sammelbandes, der aus einer Tagung an der Universität Thorn (Toruń) hervorgegangen ist, heben die Hrsg. den Unterschied in der Erinnerung an den Ersten Weltkrieg zwischen den Verliererstaaten Deutschland und Österreich auf der einen und den infolge des Krieges wieder- oder neugegründeten Staaten Südost- und Ostmitteleuropas auf der anderen Seite hervor. In letzteren wurde der Krieg bis 1918 und erneut nach 1989 nicht als Katastrophe, sondern als Katalysator für die eigene Staatsbildung erinnert. In diesem Teil Europas trafen die Kriegspropaganda und -maschinerie der Mittelmächte auf das Selbstverständnis von Nationen, die während des Krieges ihre politischen Interessen zunehmend selbstbewusster artikulierten.

Mit den Bezügen zwischen der (kolonisierenden) Metropole und der Peripherie, die 1914-1918 zu einem zentralen Kriegsschauplatz wurde, beschäftigen sich die meisten Beiträge im ersten Abschnitt „Regionen in Mitteleuropa“. Die Dynamik der deutsch-polnischen Beziehungen in Thorn, damals eine Festungsstadt an der Grenze zum Russischen Reich, dokumentiert sehr quellennah Maria Adamiak. Jens Stüben stellt die These auf, dass die Kriegsdichtung, die im August 1914 in der *Königsberger Hartungschen Zeitung* erschien, die „verstärkte Herausbildung einer regionalen ostpreußischen Identität“ (S. 64) begleitet habe. In einer vergleichenden Interpretation der Romane *Einsetzung eines Königs* von Arnold Zweig und *Der Oberst. Die Affäre Mjassojedew* von Józef Mackiewicz, deren Schauplätze das Gebiet des heutigen Litauens und Teile Nord-Ost-Polens bildet, zeigt Monika Tokarzewska, dass diese beiden Schriftsteller den Ersten Weltkrieg auf sehr unterschiedliche Weise als den Beginn einer tiefen europäischen Krise ansahen. Während Zweig als Sozialist seine Hoffnungen auf Sowjetrußland richtete, erkannte Mackiewicz in der Politik dieses Staates eine Bedrohung für die westliche Kultur. Miroslav Krleža verband laut Katarzyna Szczerbowska-Prusevius das Erzählen vom Ersten Weltkrieg mit einer Thematisierung der sozialen Lage kroatischer Bauern, für die der Krieg „nur eine von vielen Katastrophen“ (S. 95) gewesen sei, die sie im Laufe der achthundertjährigen Abhängigkeit von Ungarn und Österreich erlebten.

Die Beiträge im zweiten Teil des Bandes beschäftigen sich mit literarischen und publizistischen Texten, die das Verhältnis von Juden, Deutschen und Polen während des Ersten Weltkriegs vor allem in Osteuropa thematisieren. Das Bild von Polen und Juden in Fritz Wertheimers Reportagen *Im polnischen Winterfeldzug mit der Armee Mackensen* (1915) sowie Hermann Strucks und Herbert Eulenbergs *Skizzen aus Litauen, Weissrussland und Kurland* (1916) setzt Iwona Kotelnicka in Beziehung einerseits zu überlieferten Kulturstereotypen und andererseits zur deutschen Okkupationspolitik, mit der versucht wurde, Juden, Polen und Balten in den Rußland abgenommenen Gebieten als Verbündete für die

deutschen Kriegsziele zu gewinnen. Karol Sauerland reflektiert das Verhältnis zwischen der Politik der Mittelmächte und den im Osten Europas lebenden Ethnien und Völkern vor einem weit gespannten geschichtlichen Horizont sowie mit Verweisen auf Józef Wittlins *Salz der Erde* und Sammy Gronemanns *Hawdoloł und Zapfenstreich. Erinnerungen an die ostjüdische Etappe 1916-1918*. Ebenfalls auf den osteuropäischen Raum bezieht sich der Beitrag von Armin Eidherr, der sehr textnah die Reaktionen der in Lemberg geborenen jiddischen Schriftsteller Abraham Mosche Fuchs und Uri Zvi Grinberg auf den Ersten Weltkrieg untersucht. Thorsten Unger liest Ernst Tollers Drama *Die Wandlung* mit Blick auf die „Zerschlagung der Integrationshoffnung“ (S. 177), die der Ausbruch des Ersten Weltkriegs bei deutschen Juden geweckt habe.

So wie dieser Aufsatz erweitern die Beiträge im dritten Teil des Sammelbandes unter der Überschrift „Narrationen zwischen allgemeinem und individuellem Kriegserlebnis“ die Interpretationen bekannter Werke, wie etwa Thomas Manns *Der Zauberberg*, um teils wichtige Nuancen. Völlig neues Terrain erkundet Tomasz Waszak mit einer Untersuchung der literarischen Anspielungen auf den Ersten Weltkrieg bei Gustav Meyrink, die er zu dessen okkultistischem Weltbild in Beziehung setzt. Wie vor allem dieser letzte Teil zeigt, fehlt es den Aufsätzen dieses Bandes etwas an Stringenz: Bei manchen Beiträgen zur literarischen Erinnerung an den Krieg hätte man sich eine stärkere Konzentration auf das Regionale und bei einigen Beiträgen mit regionaler Perspektive (etwa in Dagmar Endes lesenswerter Studie zu zwei in Magdeburg spielenden Familienromanen) eine deutlichere Fokussierung auf den Ersten Weltkrieg gewünscht. Dennoch bereichert die Publikation die Forschungen zur literarischen Repräsentation des Ersten Weltkriegs, indem sie die Spezifik der Region Südost- und vor allem Ostmitteleuropa stärker in den Blick rückt.

Gdańsk

Marion Brandt

**Raimund Graf: Geschichte des Bundes der Landwirte.** Politische Partei des deutschen Landvolkes in der Tschechoslowakei 1918-1938. Aufstieg und Untergang einer deutschen Bauernpartei. Hrsg. von Helga Wilms-Graf. Verlagsbuchhandlung Sabat. Kulmbach 2017. 551 S. ISBN 978-3-943506-43-3. (€ 34,90.)

Die Partei „Bund der Landwirte“ (BdL), die am 24. November 1918 in Böhmisches-Leipa (Česká Lípa) gegründet wurde, spielte eine bedeutende Rolle in der Ersten Tschechoslowakischen Republik. Sie vertrat die „aktivistische“ Richtung der sudetendeutschen Politik und wurde bei den Parlamentswahlen 1925 die größte Partei der deutschsprachigen Minderheit. Der BdL-Abgeordnete Franz Spina wurde 1926 Minister für öffentliche Arbeiten und übernahm nach der Parlamentswahl 1929 das Gesundheitsministerium.

Der vorliegende Band ist eine wertvolle Kombination aus Zeitzeugenbericht und Quellensammlung. Raimund Graf, von 1920 bis zur Auflösung 1938 Reichsparteigeschäftsführer des BdL, verfasste dessen hier vorliegende Geschichte nach seiner Vertreibung aus der Tschechoslowakei. Ergänzt durch weitere Materialien, Übersichten von Mitgliederzahlen und führenden Persönlichkeiten, die Parteisatzung, thematisch gegliederte Aufsätze und Bilder sowie ein ausführliches Register, wurde die Sammlung nun nach mehreren Jahrzehnten durch G.s Tochter Helga Wilms-Graf herausgegeben.

Die traditionelle chronologische Darstellungsweise, die in erster Linie auf bedeutende Personen, politische Ereignisse und Parteitage zielt, spiegelt den Entstehungskontext des Buches wider. Die deutschnationale Perspektive mit der Betonung der „ungerechten“ Friedensverträge und der „Verletzung“ des Selbstbestimmungsrechts der Sudetendeutschen dominiert die Beschreibung der Ereignisse 1918-1920. Der Vf. scheint sich des Widerspruchs nicht bewusst zu sein, wenn er später die besonderen Leistungen des BdL und der aktivistischen Politik in enger politischer Zusammenarbeit mit der tschechischen Agrarpartei hervorhebt. Obwohl G. in seinem 1966 verfassten Nachwort schreibt, der BdL habe vor 1938 schon „europäisch gedacht“ (S. 504), belässt er dessen Geschichte in einem engen nationalen Rahmen. Das bedeutende internationale Phänomen der Bauernparteien in

der Zwischenkriegszeit oder das Internationale Agrarbureau werden allenfalls in zitierten Reden der BdL-Politiker erwähnt.

Besondere Erkenntnisse bieten für die 1930er Jahre G.s Darstellung der Verhandlungen um die Neuwahl des Staatspräsidenten 1935 aus der Perspektive des BdL sowie sein ausführlicher Bericht über den „Ehrenwortbruch-Prozess“, der 1936-1938 vor dem Bezirksgericht in Dauba (Dubá) geführt wurde. In diesem Prozess verklagte Konrad Henlein den BdL-Sekretär Josef Beck wegen dessen Behauptung, Henlein habe sein Ehrenwort gegenüber dem BdL gebrochen. Becks Anwälte versuchten dagegen, Henlein vor Gericht Wortbruch nachzuweisen. Die Erfolge der Sudetendeutschen Partei (SdP) Henleins überschatteten die Jahre 1935-1938. G. erwähnt den starken Wähler- und Mitgliederschwund des BdL und die starken Tendenzen zu einer engeren Zusammenarbeit mit der SdP.

In der Historiografie heißt es meistens, die Bauernpartei habe sich Ende März 1938 freiwillig aufgelöst und der SdP angeschlossen. Die von G. angeführten detaillierten Quellen belegen aber, dass der Parteivorsitzende Gustav Hacker und der Abgeordnete Wolfgang Zierhut mit der Eingliederung der BdL in die SdP ihr Verhandlungsmandat weit überschritten hatten, ja sogar vor dem Erhalt dieses Mandats am 16. März ein Abkommen mit Henlein abgeschlossen und dies dem Parteivorstand verschwiegen hatten. G. war eine zentrale Figur bei den Versuchen, die Partei ohne eigene Presse und mit nur wenigen Ortsgruppen weiterzuführen, bis sich die verbliebenen Reste des BdL am 27. September dennoch auflösten. Diese Episode, die in der bisherigen Historiografie praktisch nicht wahrgenommen wurde, ist in erster Linie für die Aufarbeitung ihrer Geschichte und die Erinnerung im Exil nach 1945 von Bedeutung.

Für die Historiografie zum Sudetenland bietet der Band eine detaillierte Dokumentation der Parteigeschichte des BdL und wertvolle Einblicke in die Innenperspektive dieses bedeutenden politischen Akteurs in der Ersten Tschechoslowakischen Republik.

Berlin

Kristian Mennen

**Latvia – A Work in Progress?** 100 Years of State- and Nation-Building. Hrsg. von David J. Smith. (Soviet and Post-Soviet Politics and Society, Bd. 142.) ibidem-Verlag. Stuttgart 2017. 320 S., Ill. ISBN 978-3-8382-0648-6. (€ 34,90.)

Most books devoted to the centenary of Latvian statehood, both in Latvian and in foreign language, have a celebratory tone, emphasizing positive achievements and avoiding criticism. This valuable collection of articles is an exception. It provides us with a well-balanced, critical reflection on Latvian state- and nation-building experiences from many different angles—ranging from the competing narratives about the emergence of Latvian statehood in 1918 to social inequalities in present-day Latvia. Most of the authors are currently based outside Latvia; however, they are recognized experts in their respective fields—both emerging and experienced. The book proceeds chronologically. A few chapters provide broad historical perspectives on the various fates of Latvia in its first century, but also the narrower case studies usually have broader relevance.

The dualism of state-building and nation-building in the title refers rather to tension than to complementarity. Latvian state-building has taken place in complicated historical situations, when, after the collapse of imperial structures, the newly (re)established polity had to balance the self-determination claims of ethnic Latvians with harsh economic, geopolitical and cultural realities of the time. Nation-building, on the contrary, has often taken place in the context of an imperial minority and hence without the perspective of a sovereign statehood. This has often allowed Latvian nation-builders to avoid or dismiss crucial questions of political organization: first and foremost, the role of ethnic minorities in the Latvian nation-state.

Therefore, it is no coincidence that Andrejs Plakans' highly original chapter—about the foundation of the Latvian state in 1918 as the start of the “transfigurative” process after the “death” of the First World War—is followed by two chapters on inter-war “civic na-

tionalism.” Marika Ģērmane shows the rapid deterioration of the benignly “civil” understanding of the “people of Latvia” as bearers of the popular sovereignty. She concentrates on the Jewish citizenship issue as the “crux” of the interwar minority policy—a debatable approach, since little attention is paid to the Baltic German experience, for example, in cases of *Landeswehr* or *Land Reform*. David Smith looks back at the legacy of the Baltic German liberal Paul Schiemann—this time in connection with recent Latvian and Russian translations of John Hiden’s excellent biography. The idea that Schiemann as a “loyal minority representative” could serve as a role-model for today’s Latvian minorities seems a little ironic—especially because he was seen as disloyal by most of his ethnic Latvian contemporaries. Deniss Hanovs and Valdis Tērāudkaļns deal with the legitimate question why the Ulmanis regime did not support the neo-pagan “Dievturi” movement: apparently this radical type of nation-building was incompatible with Ulmanis’ own concept of authoritarian state-building.

Three chapters are devoted to state- and nation-building agendas during the Soviet occupation. Geoffrey Swain deals with the attempts of Latvian national communists to protect the Latvian SSR from excessive immigration and Russification. Although this initiative ultimately failed, it shows that the Latvian nation-building was by no means suspended during the Soviet period. Using oral history accounts, Irēna Saleniece demonstrates that the Latvian state was very much missed in the collective memory of the Soviet era. Memories about the “great Ulmanis era” were by no means held dear only by ethnic Latvians: Saleniece deals extensively with accounts of Russian respondents in Latgale. She concludes that the interwar generation with its specific experiences serves as a “bridge” between two periods of independent Latvia. Ieva Zaķe analyses the different versions of “state-building *in absentia*” by Latvian exiles, mainly in the US. Different authoritarian and democratic options were debated, and the destruction of Latvian statehood was seen as an “injustice done to ethnic Latvians” (p. 152).

Una Bergmane provides us with a very detailed, well-researched and informative account on the French reaction to the prospects of Baltic independence in 1989-1991. She asks why the French government, being initially rather sceptical and preferring to deal only with Gorbačev, recognized Baltic independence before the USSR and the US did the same. François Mitterrand’s eagerness to save his face and the often overlooked role of Boris El’cin seem to have been the main reasons. Li Bennich-Björkman addresses the recurring topic of Latvian and Estonian citizenship policies after the restoration of independence. She supports the “geopolitical explanation” against the wide-spread assumption about “emotional and immature ‘Baltic nationalists’” (p. 187), and provokes a further question, namely: how is Baltic nationalism linked with a particular understanding of geopolitics?

Geoffrey Pridham gives an excellent overview of the consolidation of Latvian democracy: although it lacks “a serious internal enemy” (p. 194), because most political parties are democratic (whether “firmly democratic” might be debatable), problems of low public participation and trust, corruption, and the “generally unimpressive quality of the political elites” (p. 201) are the main obstacles to democratic consolidation. Pēteris Timofejevs-Henriksson deals with the Latvian involvement in development cooperation, seeing it as the “quest to affirm Latvia’s ‘Europeanness’”, which stems from the need of ontological security (p. 222). Daina Stukuls-Eglītis investigates the “crisis of masculinity” in Latvia, whereby many Latvian men are considered “unmarriageable” (p. 226) because of educational and other reasons. The late economist Alfs Vanags, to whom the book is also dedicated, deals with the economic transformations since 1991. On the one hand, “external anchors” (p. 244) (IMF, EU, OECD etc.) have been successful in promoting reforms in Latvia; on the other hand, high levels of political fragmentation have often led to fiscal irresponsibility, modest redistribution, and deficiencies in the education system.

The book aptly ends with two “umbrella” interpretations of Latvia’s first century—both of them rather sceptic. Aldis Purs deals with the “unbearable myth of convergence” and formulates the age-old (only?) Latvian dilemma: “how to access capital and expertise for development while maintaining some local control over those forces” (p. 278). Matthew Kott asserts, in his section, that all states in the present Latvian territory have tended to securitize identities and ethnify social issues (p. 279). Although both articles leave a lot of room for “yes, but” reactions, they are engagingly written and provide much food for thought and discussion.

In general, this is a valuable volume and will remain so well beyond the end of the Latvian state’s first centenary.

Rīga

Ivars Ījabs

**Polskie Dokumenty Dyplomatyczne 1933.** [Polnische diplomatische Dokumente 1933.] Hrsg. von Wojciech Skóra in Zusammenarb. mit Piotr Długołęcki. Polski Instytut Spraw Międzynarodowych. Warszawa 2015. 899 S. ISBN 978-83-64895-49-4. (PLN 99,-.)

Die vorliegende Publikation gehört zu einer durch das Polnische Institut für Internationale Angelegenheiten (Polski Instytut Spraw Międzynarodowych) herausgegebenen Reihe, in der diplomatische Dokumente Polens aus den Jahren 1918-1989 veröffentlicht werden.<sup>1</sup> Wie auch die anderen Bände, konzentriert sich der Band zu 1933 auf die Darstellung der politischen Problematik, während die kulturellen oder wirtschaftlichen Belange vernachlässigt werden. Bei den beinahe 400 ausgewählten Quellen handelt es sich ausnahmslos um Originale (abgedruckt werden also keine Abschriften und dergleichen). Sie stammen zum größten Teil aus dem Archiv der Neuen Akten in Warschau, dem Staatlichen Archiv in Danzig (wo vor allem die Dokumente bezüglich der Freien Stadt Danzig von Interesse waren), dem Polish Institute and Sikorski Museum in London und dem Józef Piłsudski Institute in America mit Sitz in New York.

Versucht man Schwerpunkte der polnischen Diplomatie im Jahr 1933 zu erkennen, fällt vor allem die Sensibilität auf, mit der sie jegliche Äußerung registrierte, in der die Grenzen des jungen polnischen Staates infrage gestellt wurde. Aus diesem Grund verfolgten ihre Vertreter aufmerksam das Projekt des sog. „Viererpaktes“, das von Benito Mussolini im März 1933 initiiert wurde. Sie befürchteten, dass dieses geplante Direktorium der Mächte Italien, Deutschland, Frankreich und Großbritannien internationale Konflikte, darunter territoriale Streitfragen zwischen kleineren Staaten, arbiträr lösen würde. Für Polen war dies eine gefährliche Idee, weil ihre Umsetzung eine Revision der Staatsgrenzen hätte bedeuten können.

Einen weiteren roten Faden der Edition bildet der Umgang der polnischen Diplomatie mit den Nationalsozialisten, die im Januar 1933 in Deutschland an die Macht kamen. So gab der Gesandte in Berlin, Józef Wysocki, die Aussage Otto Meißners, der das Büro des Reichspräsidenten Paul von Hindenburg leitete, nach Warschau weiter, wonach es richtig gewesen sei, Adolf Hitler mit der Leitung der Reichsregierung zu beauftragen. Dieser sei, so die falsche Einschätzung Meißners, durch die Reichstagswahlen im November 1932, bei denen die NSDAP Einbußen hatte hinnehmen müssen, geschwächt worden, weshalb er „einfacher und vor allem billiger“ durch die Konservativen einzubinden sei als bei den früheren Verhandlungen (S. 73 f.). Hervorgehoben sei ebenfalls das Gespräch zwischen dem polnischen Diplomaten Józef Lipski und Hans Adolf von Moltke, dem deutschen Gesandten in Warschau, von Ende März 1933, in dem der Konsens zwischen den Vertretern der konservativen Eliten im Auswärtigen Amt und den Nationalsozialisten in Bezug auf

<sup>1</sup> [http://www.pism.pl/publikacje/polskie\\_dokumenty\\_dyplomatyczne](http://www.pism.pl/publikacje/polskie_dokumenty_dyplomatyczne) (02.10.2017). Vgl. auch meine Rezension der entsprechenden Bände für die Jahre 1938 und 1939 (Januar-August) in: Zeitschrift für Ostmitteleuropa Forschung 58 (2009), S. 257-259.

den Umgang mit der jüdischen Bevölkerung sehr gut zum Ausdruck kommt.<sup>2</sup> Spannend und in der Edition gut belegt sind die Versuche der polnischen Seite, die Verfolgung der deutschen und polnischen Juden im „Dritten Reich“ international bekannt zu machen, ohne dabei selbst in den Vordergrund zu treten (Dok. 117, 135, 147, 151, 278).

Demselben Themenblock lassen sich auch Berichte zurechnen, in denen Gespräche der polnischen Diplomaten mit den hohen Vertretern des Vatikans festgehalten wurden. Sie gingen auf die Lage in Deutschland ein und offenbarten eine tiefe Verunsicherung bezüglich der Situation der dortigen katholischen Kirche und der zukünftigen Entwicklung (Dok. 277, 299).

Mehrere Quellen schildern die deutsch-polnische Annäherung, die in der im Januar 1934 unterschriebenen „Nichtangriffserklärung“ mündete. Fast alle von ihnen wurden bereits an anderem Ort publiziert. Eine Ausnahme bilden die persönlichen Notizen von Lipski, der im Juli 1933 polnischer Gesandter in Berlin geworden war, in denen er seine Begegnung mit Staatschef Józef Piłsudski am 5. November 1933 festhielt (Dok. 321). Ausführlich sind aus ihnen die Handlungsmotive des Letzteren zu entnehmen (die allerdings in kompakter Form aus anderen Quellen bekannt sind) wie auch Lipskis Einschätzung über die Stärke des NS-Regimes: „[I]ch sehe keine Person [in Deutschland, B. W.]“, meinte er, „die sich Hitler widersetzen könnte“ (S. 717).

Abschließend sei auf die Notiz über die Unterhaltung zwischen dem polnischen Außenminister Józef Beck und dem englischen Botschafter in Warschau, Sir William Erskine, am 4. Dezember 1933 hingewiesen (Dok. 350). Dort wird die polnische Politik in dieser Zeit in klaren Worten zusammengefasst: sowohl die Gründe für eine Annäherung an Deutschland als auch die Abneigung gegenüber der paternalistischen Politik Frankreichs in Ostmitteleuropa und generell gegenüber einem Diktat der Großmächte.

Insgesamt handelt es sich um einen nützlichen und sorgfältig edierten Band, in dem die Hrsg. leider auf eine Einführung in die polnische Außenpolitik im Jahr 1933 verzichtet haben.

Berlin

Bernard Wiaderny

---

<sup>2</sup> Dok. 88. Die wichtigsten Passagen dieses Gesprächs sind auf Deutsch verfügbar bei BERNARD WIADERNY: Hans Adolf von Moltke. Eine politische Biographie, Paderborn 2017, S. 263 f.

**Zygmunt Klukowski: Tagebuch aus den Jahren der Okkupation 1939-1944.** Hrsg. von Christine Glauning und Ewelina Wanke. Übers. von Karsten Wanke. Metropol. Berlin 2017. 481 S., Kt., Ill. ISBN 978-3-86331-244-2. (€ 24,-)

In der Biografie und Familiengeschichte des Arztes Zygmunt Klukowski spiegeln sich gewissermaßen die Höhen und Tiefen der letzten rund anderthalb Jahrhunderte polnischer Geschichte wider. 1885 in Odessa geboren, besuchte er die Schule in Wilna und dann in Moskau, wo er auch ein Medizinstudium aufnahm, das er in Krakau beendete. Zwischen 1914 und 1917 leistete K. Kriegsdienst in der russischen, später in der polnischen Armee. Von 1920 bis 1946 war er Direktor des Krankenhauses in der Kleinstadt Szczebrzeszyn, und er entwickelte ein ausgeprägtes Interesse an der Heimatgeschichte. Nach seinem Kriegseinsatz im September/Okttober 1939 kehrte er auf seinen Posten zurück. Unter der deutschen Besatzung wurde K. mehrmals kurzzeitig verhaftet, zugleich unterstützte er den polnischen Untergrund.

Von Juni 1939 an verfasste K. mit der Vorahnung, dass es bald Krieg geben würde, ein Tagebuch. Er setzte es, oft gegen eigene innere Widerstände, bis zur Befreiung von der nationalsozialistischen Herrschaft fort und sorgte dann dafür, dass es 1956 in Polen erstmals gedruckt wurde. Inzwischen erschienen 1993 auch eine (gekürzte) englische und 2011 eine französische Fassung. Die nun herausgegebene deutsche Übersetzung der Aufzeichnungen bis zum 26. Juli 1944 wird eingeleitet von den Hrsg. Christine Glauning

und Ewelina Wanke und einem in den historischen Kontext einführenden Beitrag von Ingo Loose über „Zygmunt Klukowski und das Generalgouvernement“.

Die Fassung beruht im Wesentlichen auf der zweiten Auflage von 1959. Jedoch wurden damals vorgenommene Abweichungen vom Original, das im Nachlass Klukowskis in der Bibliothek der Katholischen Universität Lublin aufbewahrt wird, nun korrigiert. Somit werden Textteile, die K. aus eigenem Antrieb – oder unter dem Druck der politischen Verhältnisse – entfernt oder verändert hatte, auf den ursprünglichen Wortlaut zurückgeführt. Auf diese Weise wird diese Fassung dem Anspruch K.s am ehesten gerecht. Denn am 22. November 1942 hatte K. über die Aufgabe, die er sich selbst gestellt hatte, notiert: „Ich kann mir vorstellen, wie schwer es sein wird, nach dem Krieg eine genaue Geschichte dieser Jahre zu verfassen, die Namen der Opfer festzustellen usw. Die Berichte von Augenzeugen, die diese Ereignisse überlebt haben, werden erstrangige Bedeutung haben. Wichtig sind vor allem ‚mit heißer Feder‘ geschriebene, chronistische Notizen, wenn sie nur wahrhaftige Nachrichten enthalten. Leider haben die Menschen jetzt Angst zu schreiben“ (S. 387). K. setzte sich über seine eigenen Befürchtungen hinweg – was ihm viel abverlangte. Im Frühjahr 1940 unterbrach er seine Aufzeichnungen drei Wochen lang, weil er damit rechnete, denunziert zu werden. Wenige Wochen zuvor hatten ihm Kollegen zu seinem Entsetzen vertraulich mitgeteilt, dass die Deutschen sämtliche Patienten des Psychiatrischen Krankenhauses in Chelm ermordet hatten. Zu seiner Niedergeschlagenheit trug bei, „dass breite Schichten der polnischen Bevölkerung so kleinmütig sind und es ihnen derart an persönlicher und nationaler Würde fehlt. [...] Die Menschen melden sich freiwillig [zur Arbeit in Deutschland], manchmal mit der ganzen Familie [...] unter ihnen die Köchin [des Krankenhauses]“ (S. 162). Im Juni 1940 musste er zwei Tage in einem Gefangenenlager in Zamość verbringen, was er aus frischer Erinnerung ausführlich schildert; die Erlebnisse bestärkten ihn, um jener Menschen willen, die dort zurückbleiben mussten, weiterzuschreiben. Seine Freilassung verdankte K. nur dem Umstand, dass er angesichts der akuten Fleckfiebergefahr als Chef des Krankenhauses der Besatzungsverwaltung unentbehrlich war.

Bei seiner Rückkehr wurde K. „von einer größeren Menge Einwohner, vor allem Juden, erwartet, die [ihn] enthusiastisch begrüßten“ (S. 196). Kranke Juden zu behandeln, war ihm schon einige Wochen zuvor verboten worden. Die bedeutendsten Abschnitte seines Tagebuchs betreffen die nationalsozialistische Judenverfolgung, die K. wie kaum ein anderer polnischer Augenzeuge mit Einfühlsamkeit und großer Anteilnahme beobachtete. Schließlich wurde K.s Wirkungsort 1942 zum Objekt des von den deutschen Besatzern mit unvorstellbarer, „grenzenloser Grausamkeit“ (S. 380) vorangetriebenen Judenmords. Innerhalb weniger Monate rotteten sie ein Drittel der Einwohner Szczebrzeszys aus, indem sie diese entweder an Ort und Stelle töteten oder ins Vernichtungslager Belzec verschleppten. Manche der polnischen Frauen, die dies mit ansehen mussten, trauerten und weinten, andere unter den Nichtjuden plünderten die Habe der Ermordeten. Einige Polen boten sich den Deutschen als Helfer an, fingen jene ein, die flohen und sich zu verbergen versuchten. Inmitten der Schreckenstage schrieb K.: „Etwas vergleichbar Entsetzliches, Furchtbares hat nie jemand gesehen und von etwas Ähnlichem nie gehört. Ich notiere meine Eindrücke chaotisch, unbeholfen, ich bin stark aus dem Gleichgewicht geraten, bin aber der Überzeugung, dass sogar solche Notizen einmal eine Art Dokument der gegenwärtig erlebten Zeit darstellen werden“ (S. 381). Verloren hatte er auch einen Freund, den jüdischen Fleischer des Krankenhauses Lejzor Zero (S. 375); eine Frau Oberweis, die „vor ein paar Jahren zum Katholizismus übergetreten war“ (S. 385) und den deutschen Gendarmen den Haushalt geführt hatte, gehörte zu den Letzten, die in Szczebrzeszyn ermordet wurden. Doch in der Umgebung wurde die Jagd auf Juden, von der Landbevölkerung unterstützt, fortgesetzt: „Aus Furcht vor Repressionen fangen die Bauern Juden in den Dörfern und bringen sie in die Stadt oder töten sie des Öfteren einfach auf der Stelle. Insgesamt trat im Verhältnis zu den Juden eine merkwürdige Verrohung ein. Eine Art Psychose erfasste die Menschen, die nach dem Beispiel der Deutschen im Juden oft nicht den Men-



schen sehen, sondern ihn als ein schädliches Tier betrachten, das es mit allen Mittel zu vertilgen gilt, ähnlich wie tollwütige Hunde oder Ratten“ (S. 387).

K. notiert verschiedentlich auch die Namen der Täter, darunter Gendarmen, von denen einige fließend Polnisch sprachen und polnische Namen führten. Dagegen entsprechen die von K. nur gehörten deutschen Familiennamen nicht ihrer tatsächlichen Schreibung und sind für sich genommen wenig hilfreich. So verbirgt sich hinter dem „Gendarmen Pryczing“, der im Oktober 1942 an der Ermordung von Juden auf dem Jüdischen Friedhof von Szczeporzyn beteiligt war (S. 377), offenbar Gustav Pritsching (1896-1944), der bis 1941 ein wenig auffälliger Gendarmerie-Hauptwachtmeister im mittelhessischen Dorf Immichenhain gewesen war. Personenrecherchen im Tagebuch sind allerdings umständlich, da die Hrsg. zwar ein Ortsregister bereitstellen, auf ein Personenregister aber verzichtet haben.

Wegen seiner Mitarbeit in der Heimatarmee, die sich gegen die kommunistische Machtübernahme stellte, wurde K. vom polnischen Sicherheitsdienst von 1945 an verfolgt, 1951 zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt (und nach einem Jahr entlassen). Das Buch enthält jedoch nicht die Tagebuchaufzeichnungen über die Zeit unter dem neuen, mit Hilfe der Sowjetarmee errichteten Regime. Die Übersetzung ist mitunter etwas ungenau, während Fotos aus dem Nachlass K.s und aus weiteren regionalhistorischen Sammlungen die deutsche Ausgabe bereichern.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

**Wolf Gruner: Die Judenverfolgung im Protektorat Böhmen und Mähren.** Lokale Initiativen, zentrale Entscheidungen, jüdische Antworten 1939-1945. Wallstein Verlag. Göttingen 2016. 430 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-8353-1910-3. (€ 34,90.)

Um das Protektorat Böhmen und Mähren ist es in der deutschsprachigen Forschung in den letzten Jahren eher still gewesen, sieht man einmal von einem einschlägigen Band der Edition *Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden* ab, den Andrea Löw 2012 als Bearbeiterin vorgelegt hat. Mit der hier zu besprechenden Monografie von Wolf Gruner, Professor für Geschichte und Jewish Studies an der University of Southern California in Los Angeles und hervorgetreten mit Studien zur jüdischen Zwangsarbeit oder dem Widerstand in der Berliner Rosenstraße, liegen nun jedoch neue Befunde vor, die die antisemitische Politik sowohl im Protektorat wie auch im Reich in ein neues Licht rücken. Gegen den bisherigen Forschungsstand, wonach die jeweils aktuelle antisemitische Politik und die dazugehörigen Verfolgungsmaßnahmen von Berlin aus auf die besetzten Gebiete übertragen worden seien, argumentiert G., dass es eine eigenständige Verfolgungspolitik im Protektorat gegeben habe. Grundlage dieser These ist seine Untersuchung des Handelns sowohl der Besatzungsbehörden als auch der tschechischen Regierung und ihrer nachgeordneten Instanzen. Im Zentrum seines Interesses steht damit ein „spannungsgeladenes Viereck“ (S. 15), gebildet von der Politik der Reichsregierung in Berlin, den Maßnahmen der deutschen Protektoratsbehörde und der tschechischen Regierung in Prag sowie schließlich den Restriktionen, die auf die verschiedenen regionalen und lokalen tschechischen Instanzen zurückgingen. Im Ergebnis zeigt der Vf. somit eine wechselseitige Dynamisierung der antijüdischen Politik. Gleichzeitig weist er die Vorstellung, dass zentrale Anweisungen dominiert hätten, zurück.

Dieser Befund steht in einem gewissen Spannungsverhältnis dazu, dass der Vf. zugleich auch beschreibt, dass bereits seit Anfang 1941 eine zunehmende Anpassung an das reichsdeutsche Modell der antijüdischen Politik zu verzeichnen gewesen sei, wodurch vor allem die Zentralstelle für jüdische Auswanderung ein stärkeres Gewicht bekommen habe, was sich z. B. in ihrer Rolle bei der Frage der Ghettoisierung der jüdischen Bevölkerung gezeigt habe. Für die späten Jahre ab 1943 arbeitet er zudem heraus, dass nun die deutschen Protektoratsinstanzen verstärkt die Federführung übernahmen, etwa wenn es um Zwangs-

arbeit oder um die Wohnkonzentration derjenigen jüdischen Menschen ging, die in sog. „Mischehe“ lebten.

Diese Einschätzung soll nicht den Befund schmälern, dass gerade das Ausleuchten des Ineinandergreifens der verschiedenen deutschen wie tschechischen Behörden, Ämter und Instanzen einen deutlichen Fortschritt im Hinblick auf das Verständnis der Geschehnisse im Protektorat darstellt. Nachdem lange Jahre die Betrachtung des Involviert-Seins einheimischer Stellen in die Verfolgungsmaßnahmen eher summarisch unter dem Stichwort „Kollaboration“ abgehandelt worden ist, geht G. über die vorhandenen Befunde hinaus und zeigt, wie das Ineinandergreifen von Verfolgungsmaßnahmen den Alltag der im Protektorat lebenden jüdischen Menschen immer stärker einschränkte. Zu den in diesem Zusammenhang anzusprechenden Beispielen gehört u. a. die Schulpolitik. So schloss das tschechische Bildungsministerium jüdische Schüler in tschechischsprachigen Schulen im Sommer 1939 aus (bzw. beschränkte deren Schulbesuch stark); eine Maßnahme, die vor allem jene Kinder betraf, die deutschsprachige Schulen hatten verlassen müssen. Ebenfalls tschechische Wurzeln schreibt der Vf. der Verordnung zur reichsweiten Einführung eines sog. „Judenkennzeichens“ zu. Der Impuls dazu sei laut G. nicht aus Berlin, sondern aus Prag gekommen. Hier war es nicht primär der Reichsprotektor, der sie entwickelt habe. Vielmehr hätten frühe Eingaben tschechischer Faschisten eine solche Verordnung angeregt und eine Diskussion entfacht, die durch die tschechische Regierung aufgegriffen worden sei.

Auch wenn ein älteres Selbstbild, die tschechische Gesellschaft sei frei von Antisemitismus gewesen, als widerlegt gelten muss<sup>1</sup>, sind es Beispiele wie die geschilderten, die dazu auffordern, die besonderen Bedingungen unter Besatzung jenseits der demokratischen Traditionen der Tschechoslowakei genauer in den Blick zu nehmen. Schon G.s Studie macht deutlich, dass dabei jenseits der deutschen Entscheidungen verstärkt örtliche Eigenlogiken in den Vordergrund der Aufmerksamkeit rücken werden. Der Vf. zeigt dies etwa, wenn er darlegt, dass die für Juden im Protektorat eingeführte Zwangsarbeit kein Element der Vernichtung darstellte, sondern als eine Reaktion auf ihre erzwungene Arbeitslosigkeit anzusehen ist; eine Logik, wie sie auch für verbündete Staaten bereits gezeigt werden konnte.<sup>2</sup> Mit Blick auf das Protektorat wünscht man sich daher weitere Studien, die die hier ausgebreiteten Befunde weiter konturieren und dabei stärker noch auf tschechischsprachige Quellen zurückgreifen. Ungeachtet dessen lesen sich G.s Befunde zum Protektorat als Plädoyer, eigenständigen regionalen Verfolgungsentwicklungen im NS-beherrschten Europa stärker noch als bisher Aufmerksamkeit zukommen zu lassen.

Wuppertal

Tatjana Tönsmeier

<sup>1</sup> KATHERINA ČAPKOVÁ: Češi, Němci, Židé? Národní identita Židů v Čechách 1918 až 1938 [Tschechen, Deutsche, Juden? Die nationale Identität der Juden in Böhmen und Mähren 1918 bis 1938], 2. Aufl., Praha 2013; DIES., MICHAL FRANKL: Nejisté útočiště. Československo a uprchlíci před nacismem 1933-1938 [Unsicherer Zufluchtsort. Die Tschechoslowakei und die Flüchtlinge vor dem Nazismus 1933-1938], Praha 2008.

<sup>2</sup> TATJANA TÖNSMEYER: Der Raub des jüdischen Eigentums in Ungarn, Rumänien und der Slowakei, in: CONSTANTIN GOSCHLER, PHILIPP THER (Hrsg.): Raub und Restitution. „Arisierung“ und Rückerstattung des jüdischen Eigentums in Europa, Frankfurt am Main 2003, S. 73-91.

**Ewa K. Bacon: Saving Lives in Auschwitz.** The Prisoners' Hospital in Buna-Monowitz. Purdue University Press. West Lafayette 2017. XI, 199 S., Ill. ISBN 978-1-55753-779-9 (€ 34,49.)

Ewa K. Bacon, emeritierte Professorin für Europäische Geschichte an der Lewis University in Romeoville/IL schrieb dieses Buch in doppelter Funktion: als professionelle Historikerin und als Tochter eines KZ-Überlebenden. Ihr Vater, Stefan Budziaszek, war

von Februar 1942 bis Kriegsende Häftling des KZ Auschwitz und verrichtete seit 1943 im sogenannten „Häftlingskrankenbau“ des KZ Auschwitz-Monowitz Zwangsarbeit. In dem Buch werden zwei Erzählstränge verwoben: die Geschichte des Lagerkomplexes Auschwitz bzw. des Häftlingskrankenbaus in Monowitz und Budziaszeks Lebensgeschichte bzw. Hafterfahrung. Neben der Forschungsliteratur stützt sich die Vf. vor allem auf Dokumente aus dem Nachlass ihres 1994 verstorbenen Vaters, darunter ein Erinnerungsbericht aus dem Jahre 1974, den er für das Museum in Auschwitz angefertigt hatte. Diese Quelle hat für die Vf. insofern eine besondere Bedeutung, als sie mit ihrem Vater nie über seine Haft in Auschwitz gesprochen hat – obwohl oder gerade weil die Gefangenschaft in der Familie bekannt war.

Nach einem einleitenden Übersichtskapitel über den deutschen Überfall auf Polen und die nationalsozialistische Germanisierungspolitik wird zunächst Budziaszeks Biografie bis zu seiner Verschleppung nach Auschwitz beschrieben. Er wurde 1913 in einem kleinen Dorf zwischen Krakau und Oświęcim geboren und stammte aus einer katholischen Familie. Er absolvierte ein Medizinstudium in Krakau und schloss sich zu Beginn des Krieges einer studentischen Widerstandsgruppe an. Im Juni 1941 wurde er verhaftet und in das Krakauer Gefängnis Montelupich gebracht, im Februar 1942 nach Auschwitz überstellt. Das KZ Auschwitz war im Juni 1940 eingerichtet worden. Die SS nutzte das Stammlager zunächst zur Unterdrückung des polnischen Widerstands und der polnischen Intelligenz. Ende 1941 erfolgte die Erweiterung um das Lager Birkenau (Auschwitz II), in dem später die europäischen Juden sowie Sinti und Roma in den Gaskammern erstickt wurden. Monowitz (Auschwitz III), ebenfalls 1941 errichtet, diente als Industriekomplex für die I.G. Farben. Hinzu kamen 47 Außenlager, in denen die Häftlinge Zwangsarbeit verrichteten. Auch Budziaszek wurde in verschiedenen Arbeitskommandos eingesetzt, darunter das Außenlager Jawischowitz. Im Sommer 1943 erfolgte der Transport nach Auschwitz-Monowitz. Dort gelangte Budziaszek in den Häftlingskrankenbau, wo er – als ausgebildeter Arzt und der deutschen Sprache mächtig – schnell eine Art Leitungsfunktion innerhalb des Systems der Funktionshäftlinge übernahm. Er nutzte sowohl den in diesem Zeitraum sich abzeichnenden Funktionswandel des KZ-Systems – die SS bewertete die Arbeitskraft der KZ-Häftlinge nun deutlich höher – als auch seine Handlungsspielräume als Funktionshäftling, um den Häftlingskrankenbau umzustrukturieren. Bald arbeiteten dort mehr als 40 ausgebildete Ärzte. „[They] worked to create an oasis in the Buna-Monowitz hospital amid the tempest of the labor camp“ (S. 3), und gaben „thousands of men at least a chance at long-term survival“ (S. 74). Es ging, so die Vf., darum, in Auschwitz Leben zu retten – so der programmatische Titel des Buches. Im Sommer 1944 begann die SS, größere Gefangenengruppen aus Auschwitz Richtung Westen zu treiben, und im Januar 1945 erfolgte die endgültige Auflösung des Lagerkomplexes. Auch Budziaszek befand sich in einem Todesmarsch und erreichte nach etwa einer Woche zu Fuß und im Waggon Buchenwald. Dort erlebte er die Befreiung.

B. legt kein Fachbuch im engeren Sinne vor. Eine Auseinandersetzung mit den Thesen der mittlerweile hochdifferenzierten Fachliteratur sucht man vergebens. Vielmehr wendet sie sich explizit an die dritte und vierte Generation der Überlebenden, die nicht mehr unmittelbar an der Tradierung der Erfahrung teilhat, da die Zeitzeugen nicht mehr leben und von ihren Erfahrungen berichten können. Doch auch und gerade bei den Nachkommen der Überlebenden soll die Erinnerung an die Familiengeschichte wach gehalten werden. Zudem schreibt B. für ein amerikanisches Publikum, das mit Auschwitz nahezu ausschließlich den Holocaust assoziiert und dem das Schicksal ihres Vaters – eines Nichtjuden in Auschwitz – daher gesondert erklärt werden muss. Im deutschen oder polnischen Kontext wäre dies nicht erforderlich. Unabhängig davon gelingt es ihr eindrucksvoll, an einer einzelnen Lebensgeschichte die strukturellen Bedingungen zu erschließen. Dazu gehört auch das sensible Thema der Funktionshäftling, die sich ja in einer unauflösbaren Zwangslage, in der „Grauzone“ zwischen Opfern und Tätern befanden. Diese wissenschaftlich zu ana-

lysieren und angemessen zu beschreiben, ist ohnehin schon schwierig – an eine Tochter aber stellt es besondere Herausforderungen.

Freiburg i. Br.

Karin Orth

**Evgeny Finkel: Ordinary Jews.** Choice and Survival during the Holocaust. Princeton University Press, Princeton – Oxford 2017. 279 S. ISBN 978-0-691-17257-6. (\$ 29,95.)

Wie erlebten die Opfer ihre Verfolgung, also ihre Entrechtung, Verdrängung aus dem gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Leben, Ghettoisierung, Zwangsarbeit und Deportation in die Vernichtungslager? Was wussten sie zu welchem Zeitpunkt von den deutschen Absichten, die nicht von Anfang an einen Völkermord zum Ziel hatten? Und wie reagierten die Opfer darauf? Diese Fragen stehen im Zentrum einer neueren Richtung der Holocaustforschung, die die Erfahrungen, das Er- und Überleben der Opfer in den Mittelpunkt rückt. Das Buch von Evgeny Finkel, Politikwissenschaftler an der George Washington University, reiht sich hier ein, will aber zusätzlich auch einen Beitrag zur Genozidforschung leisten: „What explains the different patterns of behavior adopted by civilians targeted by mass violence?“ (S. 6), beantwortet diese Frage in seiner Darstellung aber nicht umfassend.

Der Vf. konzentriert sich in seiner Untersuchung auf die Ghettos von Minsk, Krakau und Białystok, die anders als etwa der „jüdische Wohnbezirk“ von Warschau oder das Ghetto Łódź vergleichsweise weniger intensiv erforscht sind und die, wie F. einleuchtend darlegt, gut vergleichbar sind. In allen drei Städten war die jüdische Vorkriegsbevölkerung mit 50 000 bis 70 000 Personen annähernd gleich groß; ebenso ihr Anteil an der jeweiligen Stadtbevölkerung. Die drei Ghettos waren durch einen Zaun bzw. (im Falle von Krakau) durch eine Mauer von der übrigen Stadt getrennt, und die jüdische Bevölkerung legte, was längst nicht auf alle Ghettos zutrifft, die komplette Bandbreite möglichen Verhaltens an den Tag – von der Zusammenarbeit mit den Besatzern bis hin zu offenem Widerstand. Außerdem ist die Quellenlage einigermaßen ergiebig; ein reicher Fundus an Ego-Dokumenten der jüdischen Einwohner sind F.s wichtigste Quellengattung, er berücksichtigt u. a. Interviews, publizierte Memoiren und zeitgenössische Briefe.

Der Vf. hat sich zudem die Mühe gemacht, mehrere Fachlexika, darunter die *Encyclopedia of Camps and Ghettos* und die *Yad Vashem Encyclopedia of Ghettos during the Holocaust* sowie möglichst viele Gedenkbücher jüdischer Gemeinden systematisch und für sämtliche osteuropäische Ghettos auszuwerten. Allerdings nutzt F. diese Daten in seiner Studie so gut wie gar nicht – lediglich in einem im Anhang (!) untergebrachten knappen Kapitel, das der Frage nachgeht, welche Faktoren zu Ghettoaufständen führten, greift er darauf zurück. Das F. diese Daten nicht intensiver genutzt hat, ist allein schon aufgrund des Aufwands, den er für deren Erschließung betrieben hat, unverständlich und aus Sicht der Untersuchung höchst bedauerlich. Die drei vom Vf. untersuchten Ghettos hätten sich so stärker in die „Gesamtlandschaft“ jüdischer Ghettos im deutsch besetzten Osteuropa integrieren lassen.

Ausgehend von der Geschichte des Konzepts „Ghetto“ rekapituliert F. die Geschichte der drei jüdischen Gemeinden vor und während der Shoah, denn Erfahrung spielt für ihn zu Recht eine entscheidende Rolle: Jüdische Gemeinden, die schon in der Zwischenkriegszeit einer diskriminierenden Gesetzgebung oder Verfolgung ausgesetzt waren, hatten bereits Erfahrung in der Untergrundarbeit und tendierten eher dazu, Widerstand zu leisten. Anschließend geht F. der Frage nach, was die jüdische Bevölkerung wann von den deutschen Plänen wusste und inwieweit dieses Wissen ihr Verhalten beeinflusste.

Der größte Teil der Arbeit ist der Untersuchung der Reaktionen der Ghattobewohner auf die Maßnahmen der Besatzer gewidmet. Dazu entwickelt der Vf. eine Typologie, die traditionelle und in jüngster Zeit zu Recht kritisierte Begriffe – wie die Dichotomie von „Widerstand“ und „Kollaboration“ – weiterentwickelt, allerdings ohne die dazugehörige Diskussion zu rezipieren. Dementsprechend tendiert auch F. dazu, seine Begriffe absolut

zu setzen – sie bilden seine Kapitelüberschriften: „Cooperation and Collaboration“, „Coping and Compliance“, „Evasion“, „Resistance“. Er versteht sie als Verhaltensstrategien, und gewiss sind solche Begriffe notwendig, um die Reaktionen der jüdischen Bevölkerung auf die Verfolgung zu beschreiben. Doch überdecken sie gleichzeitig die Bandbreite möglichen Verhaltens, indem sie es kategorisieren. Dieses Dilemma ist kaum zu lösen, wird vom Vf. aber auch nicht reflektiert.

Auch über andere grundsätzliche Probleme einer opferzentrierten Holocaust- und Genozidforschung macht sich der Vf. kaum Gedanken: So blendet der Fokus auf die Überlebendenberichte die Masse derjenigen aus, die kein Zeugnis über ihre Verfolgung ablegen – entweder weil sie nicht überlebten oder weil sie aus unterschiedlichen Gründen keine Auskunft über ihre Erfahrungen geben konnten oder wollten.

Zugleich ist die Einbeziehung der Forschungsliteratur in der gesamten Studie zu kurz gekommen. Das Literaturverzeichnis ist angesichts der Breite und Diversifizität einschlägiger Studien überaus schmal – tatsächlich fehlen eine ganze Reihe wichtiger Studien, etwa Saul Friedländers bahnbrechendes Werk *The Years of Extermination 1939-1945* oder Yitsak Arads Untersuchung *The Holocaust in the Soviet Union*. Überhaupt hat F., wahrscheinlich aufgrund fehlender Sprachkenntnisse, die deutschsprachige Holocaustforschung vollständig außen vor gelassen. Das führt auch zu Fehleinschätzungen, etwa wenn er beklagt, es gäbe zwar eine Reihe von Makro- und Mikrostudien, doch sei die Mesoebene noch nicht untersucht. Dieter Pohl, Jacek Młynarczyk, Robert Seidel oder Michael Alberti haben jedoch schon vor Jahren Studien zu einzelnen Distrikten des Generalgouvernements bzw. zum Warthegau vorgelegt, sodass zwischenzeitlich schon kritisch angemerkt wurde, dass bei den Regionalstudien ein Redundanzproblem bestehe.

Das abschließende Urteil fällt zwiespältig aus: Einerseits ist F.s Studie aufgrund der intensiven Nutzung von Überlebendenberichten und der Konzentration auf die vergleichsweise wenig untersuchten Ghettos von Minsk, Krakau und Białystok wichtig und in dieser Hinsicht lesenswert – die stärksten Stellen sind die, in denen der Vf. die Aussagen der Opfer wiedergibt. Doch andererseits schmälern die genannten methodischen Schwächen, die letztlich ungenügende Quellenbasis und die mangelnde Rezeption der umfangreichen deutschsprachigen Forschung den Wert des Buches erheblich.

München

Maximilian Becker

**Archiwum Ringelbluma.** Konspiracyjne Archiwum Getta Warszawy. Bd. 33-34: Getto warszawskie [Das Warschauer Getto]. Bearb. von Tadeusz Epsztein und Katarzyna Person. Wydawnictwa Uniwersytetu Warszawskiego. Warszawa 2016. Teil 1: XLVII, 522 S., Kt., 1 DVD-ROM. ISBN 978-83-235-2239-3. / Teil 2: XIX, 670 S., Kt., 1 DVD-ROM. ISBN 978-83-235-2114-3.

Seit über zwei Jahrzehnten werden die im Untergrundarchiv des Warschauer Gettos gesammelten und nach 1945 geretteten Materialien in einer Gesamtedition herausgegeben. Im Jahr 2016 ist unter anderem eine zweibändige Ausgabe mit zahlreichen Dokumenten über Vorgänge im Warschauer Getto erschienen. Ein Band über das dortige alltägliche Leben ist in dieser Edition bereits 2011 herausgekommen.<sup>1</sup>

Die Einführung zu den Bänden 33 und 34 haben Tadeusz Epsztein, Katarzyna Person und Monika Taras verfasst. Die Überschriften zu den einzelnen Themenbereichen spiegeln wichtige Aspekte des Daseins der Menschen im Getto wider. In Kap. 1 haben die Bearb. unter der Überschrift „Obrazy getta“ (Szenen vom Schauplatz Getto) 34 Berichte, Notizen über Gespräche mit Augenzeugen und weitere Schilderungen über die dortigen

<sup>1</sup> Siehe KATARZYNA PERSON (Bearb.): Archiwum Ringelbluma. Bd. 5: Getto warszawskie. Życie codzienne [Das Warschauer Getto. Alltagsleben], Warszawa 2011. Vgl. meine Rezension in: Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung 62 (2013), S. 365-369.

Lebensverhältnisse erfasst. Hierzu gehören auch zahlreiche kommentierte Fotos, die – sofern sie noch auffindbar waren – auf der beigelegten DVD abgespeichert sind; sie bilden heute einen Teil der Fotosammlung des Warschauer Jüdischen Historischen Instituts. In Kap. 2 geht es um Erziehung und Bildung im Getto, im dritten um das weitgehend darniederliegende jüdische religiöse Leben. Einige Dokumente betreffen nach Warschau Geflüchtete und Umgesiedelte und die Bekämpfung des im Getto grassierenden Fleckfiebers. Kap. 6 enthält Briefe, die im Getto geschrieben und von dort aus abgeschickt wurden, darunter die Abschrift einer auf Deutsch verfassten Antwort des Gettoinsassen M. Askanaiser auf ein Schreiben des Landgerichts Chemnitz vom 4. Dezember 1940 in einer Vermögensauseinandersetzung (S. 325 f.). Auf den Rückseiten hat sich in anderer Handschrift die mit einem Lageplan versehene, in einer Mischung aus Jiddisch und Deutsch gehaltene Klage eines nicht näher bekannten Autors erhalten. Er beschreibt in hilflosen Worten die Not der auf viel zu kleinem Raum – hinter den Gettomauern – Zusammengepferchten. Doch weigert er sich, die Hoffnung aufzugeben, und er hat daher seine Lamentation überschrieben mit: „Es werd werden Tog!“ (DVD, Dok. 70). Im letzten Kapitel sind Schriftstücke über die Verfolgung und Ermordung der Juden zusammengefasst. Darunter sind Nachrichten über die deutschen Besatzer, Listen mit den Namen derer, die ihre Opfer geworden waren, und statistische Angaben aus dem Jahr 1942 über die rasant zurückgehende Zahl der Gettobewohner im Zuge der „Aktion Reinhardt“.

Im ersten Kapitel des zweiten Teilbands finden sich weitere Statistiken, in den folgenden Abschnitten Berichte über die wirtschaftliche Lage und die Werkschuppen verschiedener Firmen, die Gettoinsassen beschäftigten, darunter eine Liste der – zumeist deutschen – „anerkannten Firmen im jüdischen Wohnbezirk“ (S. 193 f.), sowie zwei Schilderungen der Zwangsarbeit. In Kap. 5 gibt es einige Berichte über die von Bewohnern einzelner Mietshäuser gebildeten Hauskomitees, die vor Ort anstehende Probleme intern zu regeln versuchten. Kap. 6 vereint 31 Schriftstücke über politische und zum Wohl der Allgemeinheit tätige Organisationen und über die Untergrundarbeit. Darunter befinden sich Aufrufe jüdischer Widerstandsgruppen, den Kampf gegen die deutschen Besatzer aufzunehmen. In einem Bericht, der wahrscheinlich auf die polnische Untergrundaktivistin Irena Adamowicz (1910-1973) zurückgeht, wird schon Ende Januar 1942 festgestellt, dass die Kampfmoral der deutschen Soldaten nunmehr darauf beruhe, um jeden Preis durchzuhalten, um den eigenen Ehrvorstellungen zu genügen (S. 548). Eliaz (Eliyah) Gutkowski (1900-1943) hat Anfang Juni 1942 eine Übersicht von Nachrichten aus der deutschen Presse erstellt, die in der Untergrundpresse Verwendung finden sollte. Er geht darin auf die neueste internationale Entwicklung, die Finanzpolitik im Deutschen Reich und auf die „Zweite Versammlung von Vertretern des jüdischen Volkes“ in Moskau ein, die sich mit einem Aufruf an alle Juden der Welt dafür einsetzte, „den verhassten Nationalsozialismus zu vernichten“ (S. 520 ff.). Die Kap. 8 und 9 enthalten zum einen Dokumente über den Ordnungsdienst, welcher der Gettoverwaltung unterstand, und zum anderen über eine mit der Gestapo zusammenarbeitende Gruppierung im Warschauer Getto.

Auf einige Schriftstücke, die schon in früheren Bänden der Edition herausgekommen sind, wird kurz verwiesen. Die Bearbeitung der Dokumente folgt dem hohen Standard, der bereits in früheren Bänden der Edition gesetzt wurde.<sup>2</sup> Der erste Teilband erschließt die Texte über ein Glossar und 1248 Anmerkungen, der zweite Teilband enthält sogar 1541 Anmerkungen. Zusammen ergänzen sie auf hervorragende Weise die Materialien der zuvor erschienenen Bände, in denen die Entwicklung im nationalsozialistischen Warschauer Getto selbst im Vordergrund stand. Beide weisen ein Register der Personen und der geo-

<sup>2</sup> Siehe insbesondere TADEUSZ EPSZTEIN, JUSTYNA MAJEWSKA u. a. (Bearb.): *Archiwum Ringelbluma. Bd. 15: Wrzesień 1939. Listy kaliskie. Listy plockie* [September 1939. Briefe aus Kalisch, Briefe aus Plock], Warszawa 2014. Vgl. meine Rezension in: *Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung* 66 (2017), S. 465-468.

grafischen Bezeichnungen – einschließlich der Straßennamen im Warschauer Getto und einzelner Hausnummern – auf. Die zumeist in jiddischer oder polnischer Sprache abgefassten Originaldokumente können als digitale Abbildung auf der DVD betrachtet werden.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

**František Steiner: Fußball unterm gelben Stern.** Die Liga im Ghetto Theresienstadt 1943-44. Hrsg., übers. und komm. von Stefan Zwickler. Ferdinand Schöningh. Paderborn 2017. 195 S., Ill. ISBN 978-3-506-78626-5. (€ 26,90.)

Der Sport in den nationalsozialistischen Lagern ist ein ambivalentes Thema und Gegenstand höchst unterschiedlicher Einschätzungen sowohl durch Zeitzeugen als auch durch die Forschung. Ebenso wie bezüglich der kulturellen Aktivitäten, die in Lagern stattfanden, schwanken die späteren Urteile zwischen zwei Polen. Einerseits steht die These im Raum, dass die Gewährung minimaler Freiräume ein Instrument der Nationalsozialisten war, um Aufstände zu verhindern, und so der Herrschaftsstabilisierung innerhalb der Lager diene. Andererseits wird betont, dass genau diese Ablenkung vom Schrecken des Lagerlebens den Insassen neue Hoffnung gab und diese wenigen positiven Momente ihren Willen zum Überleben stärkten.

Der Fußball im Lager Theresienstadt, von dem die 27 journalistisch erzählten Episoden des zu besprechenden Bandes handeln, bildete auch in diesem Kontext ein in mehrfacher Hinsicht besonderes Phänomen. In keinem anderen Lager konnte die jüdische Selbstverwaltung einen regulären Ligabetrieb organisieren und 1943 bis 1944 über mehrere Spielzeiten aufrechterhalten. Die Mannschaften waren in der Regel nach Berufsgruppen oder nach Herkunft organisiert und liefen in einheitlichen Trikots auf. Einzelne Spieler hatten vor ihrer Inhaftierung Einsätze in der tschechoslowakischen Nationalmannschaft absolviert, entsprechend hoch war das fußballerische Niveau. Die Spiele fanden manchmal vor einer vierstelligen Zahl von Zuschauern statt und die (geheimen) Lagerzeitschriften berichteten darüber. Letzteres offenbart aber auch, wie nahe die vermeintliche Normalität des Fußballs und der Völkermord nebeneinanderlagen, wenn es etwa in einer Reportage hieß: „In der 7. Runde der Theresienstädter Liga endete das Spiel Jugendfürsorge – Bohemia 5:6. Bohemia trat geschwächt an, weil zwei Spieler in einen Transport eingereiht worden waren“ (S. 113).

Tatsächlich war Theresienstadt kein Vernichtungslager mit Gaskammern, sondern eine Zwischenstation vor der Deportation nach Osten. Aufgrund von mangelhafter Ernährung und katastrophalen hygienischen Bedingungen waren die Todesraten aber auch im Lager Theresienstadt hoch. Die nationalsozialistische Propaganda versuchte allerdings, Theresienstadt als eine Art Altersheim und „jüdisches Siedlungsgebiet“ mit einem beträchtlichen Grad an Selbstbestimmung darzustellen. 1944 drehten die Nazis einen Propagandafilm über Theresienstadt, der auch gestellte und echte Fußballszenen enthielt. Wie dem vorliegenden Band zu entnehmen ist, trieben die Nazis einen großen Aufwand zur Täuschung der ausländischen Beobachter. Ein Überlebender, Hanuš Thein, berichtete später unter der Überschrift „Teufliche Regie“ in seinen Memoiren eindrücklich über die damaligen Maßnahmen der „Stadtverschönerung“, mit denen Theresienstadt als vorbildliche zivile Stadt inszeniert wurde, in der die jüdischen Menschen angeblich mitten im Krieg unter humanen Bedingungen lebten.

Der Autor des vorliegenden Bandes, František Steiner (1925-2013), war einer der bekanntesten tschechischen Sportjournalisten und fungierte auch als Korrespondent deutscher Fachblätter. In der Zeit des Nationalsozialismus wurde er als „Halbjude“ verfolgt. Sein Buch, das erstmals 2009 in tschechischer Sprache erschien<sup>1</sup>, beruht im Kern auf aus-

<sup>1</sup> FRANTIŠEK STEINER: Fotbal pod žlutou hvězdou. Nneznámá kapitola hry, která se hrála před smrtí, Praha 2009.

fürhlichen Zeitzeugeninterviews, die nicht nur die Zeit des Nationalsozialismus, sondern auch die spätere Biografie der Überlebenden umfassen. Der Vf. bemühte sich außerdem um Sachzeugnisse und Bildmaterial zur Illustration des Bandes, das nach der Produktion des tschechischen Originals leider verloren ging. Die deutsche Übersetzung ergänzte Stefan Zwickler um einen umfangreichen wissenschaftlichen Apparat sowie Einleitung und Nachwort, die den Band in den aktuellen Forschungsstand zu jüdischem Sport und Fußball in den nationalsozialistischen Lagern einordnen.

Die transparent dargestellte, komplexe Editions-geschichte der kommentierten deutschen Ausgabe und der journalistische Zugang über Zeitzeugeninterviews bereits im Original werfen bei der Verwendung als historische Quelle eine Reihe von methodischen Fragen auf. Insbesondere ist in Rechnung zu stellen, dass die Zeitzeugen mit großer zeitlicher und oft auch geografischer Distanz zu den Ereignissen befragt wurden, dass diejenigen, die von den Nationalsozialisten ermordet wurden, nicht im gleichen Maße zu Wort kommen (konnten) wie die Überlebenden und dass im tschechischen Original von 2009 gar nie eine den Standards der Geschichtswissenschaft entsprechende Quellenedition angestrebt war. Insgesamt dokumentiert der vorliegende Band ein ebenso überraschendes wie schreckliches Phänomen und gibt einen Anstoß für die weitere Forschung zum Sport in den nationalsozialistischen Lagern.

Zürich

Stefan Wiederkehr

**Thomas Heimann: Freundschaft – Przyjaźń?** Kamerablicke auf den Nachbarn. Filmkulturelle Beziehungen der DDR mit der VR Polen 1945-1990. (Schriftenreihe der DEFA-Stiftung.) Betz + Fischer Verlag, Berlin 2017. 373 S., 45 Ill. ISBN 978-3-86505-412-8. (€ 25,-)

Der deutsch-polnischen Thematik kam im Filmschaffen der Volksrepublik Polen eine herausragende Bedeutung zu – ganz anders als in der DDR. Etwa ein Viertel der gut 900 polnischen Kinofilme, die zwischen 1946 und 1989 entstanden, behandelt diesen Themenkomplex, in den meisten Fällen mit Bezug auf den Zweiten Weltkrieg, seine Vor- und Nachgeschichte. Die Verwunderung, dass sich trotz dieser Fokussierung auf die Beziehungen zum Nachbarland die Zahl polnischer Koproduktionen mit den DEFA-Studios und dem DDR-Fernsehen an zwei Händen abzählen lässt, ist Ausgangspunkt der Untersuchung des Medienhistorikers Thomas Heimann, die mit Förderung der DEFA-Stiftung entstanden ist. In erster Linie will H. „eine Bestandsaufnahme der Produktionen der DEFA und des DDR-Fernsehens bieten, die das Nachbarland Polen betreffen“ (S. 11). Darüber hinaus hat er diese Filme daraufhin untersucht, welche Bilder über Polen sie in verschiedenen Kontexten vermittelt haben. Der Vf. erweitert das Bild der filmkulturellen Beziehungen zwischen der DDR und der VR Polen wesentlich, indem er neben den Koproduktionen und „Gemeinschaftsfilmen“ auch DDR-Filmproduktionen in den Blick nimmt, die deutsch-polnische Themen behandeln sowie mit Hilfe technischer und inhaltlicher Beiträge polnischer Filmschaffender – einschließlich polnischer Schauspielerinnen und Schauspieler – entstanden sind. Allerdings weist H.s Arbeit auch wesentliche Einschränkungen auf: Sie ist konzentriert auf fiktionale Filmerzählungen, die in der DDR bzw. in Zusammenarbeit zwischen der DDR und der VR Polen entstanden sind. Das Gros der umfangreichen Spiel- wie Dokumentarfilmproduktion in der VR Polen zu deutsch-polnischen Themen und deren Rezeption in der DDR werden allenfalls am Rande erwähnt. Polnische Archive oder polnischsprachige Literatur hat der Vf. ausweislich der Fußnoten (ein Quellen- und Literaturverzeichnis fehlt) gar nicht oder kaum benutzt; die nicht immer korrekte Wiedergabe polnischer Namen, Bezeichnungen und Zitate deutet auf fehlende Sprachkenntnisse hin. Hier ist auch eine Ursache zu finden, weshalb H. in seiner Darstellung wiederholt vage bleibt und sich mit Floskeln wie „wohl“, „wahrscheinlich“ oder „vielleicht“ behelfen muss. Ansonsten ist die Arbeit sorgfältig formuliert und lektoriert, was leider längst keine Selbstverständlichkeit mehr ist.



Die Studie beginnt mit einem kurzen Überblick zu den allgemeinen kulturellen Beziehungen zwischen der DDR und der VR Polen, die trotz offizieller Freundschaftsbekundungen seitens des DDR-Regimes aufgrund von Misstrauen und fehlender Wertschätzung bis auf eine kurze Blütezeit in den 1970er Jahren nur sehr verhalten gepflegt wurden. Es folgen vier Kapitel zu verschiedenen Aspekten der DDR-Filmproduktion mit Bezügen zu Polen. Zunächst geht es um den filmischen Umgang mit dem auf beiden Seite von Oder und Neiße heiklen Thema der Umsiedler, Flüchtlinge und Vertriebenen. Hierbei gab es kaum Zusammenarbeit oder Austausch mit den polnischen Nachbarn. Vielmehr dominierte die DDR-Binnenperspektive im Sinne einer „Integrationspropaganda“ (S. 48); sentimentale Rückblicke in die alte Heimat blieben eine seltene Ausnahme. Es folgt ein längeres Kapitel über DDR-Spielfilme zur deutsch-polnischen Vergangenheit. Auch wenn die deutschen Filmschaffenden bemüht waren, antipolnische Ressentiments nicht wieder aufkommen zu lassen und historische Konfliktlinien zu glätten, fanden ihre Produktionen kaum Anklang bei polnischen Offiziellen und gelangten dort oft gar nicht oder nur unter Auflagen und mit Verspätung in die Kinos und ins Fernsehen. So sah sich beispielsweise durch Frank Beyers Verfilmung von Hermann Kants gleichnamigen Roman *Der Aufenthalt* (1983) über das Schicksal eines deutschen Kriegsgefangenen im Nachkriegspolen das polnische Militär mit General Wojciech Jaruzelski an der Spitze in ein falsches Licht gerückt, sodass der Film erst 1988/89 ins polnische Fernsehen und Kino gelangte. Weitgehend reibungslos funktionierte dagegen sowohl bei den Historien- als auch bei den Gegenwartsfilmern, denen das Folgekapitel gewidmet ist, die Zusammenarbeit mit polnischen Filmteams und Schauspielern. Auch den DDR-Gegenwartsfilmern mit polnischen Bezügen war wenig Erfolg beschieden: Die realen Kontraste zwischen dem Alltag in der DDR und der VR Polen aufzuzeigen, war hüben wie drüben bei den Kulturfunktionären unerwünscht und führte dazu, dass Filme aus dem Verkehr gezogen, zensiert oder gar nicht erst realisiert wurden. An Egon Günthers Film *Der Schlüssel* (1974) über die Reise eines jungen DDR-Paares nach Polen monierten z. B. beide Seiten, dass er den polnischen Alltag lockerer, spontaner und ungeordneter, aber auch stärker von Religion und Tradition geprägt erscheinen lasse, indem Vertreter der Staatsmacht nicht autoritär aufträten, spontane Besuche sogar in Fabriken möglich seien oder eine katholische Prozession gezeigt werde. Trotz Kürzungen und Änderungen konnte *Der Schlüssel* nur kurze Zeit in Ostberlin laufen; in Polen kam er gar nicht in die Kinos. Im Schlusskapitel wendet sich der Vf. schließlich den eigentlichen deutsch-polnischen Koproduktionen zu, bei denen sich ähnliche Schwierigkeiten wegen unterschiedlicher Interpretationen der deutsch-polnischen Vergangenheit und Gegenwart ergaben. Hinzu kamen hier aber auch noch künstlerische Kontroversen und Rivalitäten, die sich nur lösen ließen, indem eine Seite die künstlerische Hauptverantwortung übernahm, während die andere sich auf personelle, organisatorische und finanzielle Beiträge zu dem gemeinsamen Projekt beschränkte.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass H. sein Hauptziel einer „Bestandsaufnahme“ der fiktionalen DDR-Filmproduktionen mit polnischen Bezügen und Kooperationspartnern in bislang nicht zu findender Vollständigkeit und Detailliertheit erreicht hat. Es gab neben wenigen echten Koproduktionen und Filmen mit ausgeprägten inhaltlichen Bezügen zu Polen eine technische, personelle und logistische Zusammenarbeit zwischen den Filmschaffenden aus der DDR und der VR Polen, die jahrzehntlang funktionierte und oft unterschätzt wird. Dennoch bestehen weiterhin wichtige Desiderate: Polnische Sichtweisen auf die Beziehungsgeschichte der ostdeutschen zur polnischen Kinematografie kommen zu kurz. Auch eine Einbettung in den Kontext einer Kulturgeschichte des Kalten Krieges, die im Fall der deutsch-polnischen Beziehungen auch westdeutsche Akteure mit einbeziehen müsste, unterbleibt bis auf wenige Andeutungen. Hier liegen noch viele Möglichkeiten zu einer differenzierteren Analyse brach.

**Alina Laura Tiews: *Fluchtpunkt Film*.** Integration von Flüchtlingen und Vertriebenen durch den deutschen Nachkriegsfilm 1945-1990. (Diktatur und Demokratie im 20. Jahrhundert, Bd. 6.) be.bra wissenschaft verlag. Berlin 2017. 368 S., Ill. ISBN 978-3-95410-092-7 (€ 32,-)

Alina Laura Tiews hat ein Buch über die Darstellung von Flucht und Vertreibung im west- und ostdeutschen Film zwischen 1945 und 1990 vorgelegt. Obwohl es bereits mehrere Arbeiten zu diesem Thema gibt, unterscheidet sich T.s Ansatz von den bisherigen Forschungen. Sie konzentriert sich nicht nur auf die Inhalte der Filme, sondern betrachtet sie auch als „Faktoren“ (S. 27), die den gesellschaftspolitischen Diskurs über Flucht und Vertreibung wesentlich geprägt haben. Nach dieser Lesart gestalten die Filme maßgeblich den Umgang mit dem Thema, anstatt ihn nur widerzuspiegeln. Um den Verlauf und die Wirkung dieses Prozesses zu untersuchen, analysiert T. sowohl die Filme selbst als auch ihre gedruckten Begleitmedien: von Exposés und Drehbüchern bis hin zu Pressebesprechungen und – sofern vorhanden – Zuschriften von Zuschauern. Darüber hinaus berücksichtigt sie, in welchem Rahmen die Filme gesehen werden konnten: ob im Kino oder im Fernsehen; ob zur *prime time* oder zu später Stunde. Die Kontextualisierung der Werke nach den Vorgaben der sog. *production studies* und *exhibition studies* (auch wenn diese Begriffe nicht explizit genannt werden), die sich mit den wirtschaftlichen und politischen Prozessen der Film- und Medienproduktion befassen, gehört zu den größten Stärken von T.s Buch.

Neben dem breiten Analyserahmen und den vielen Quellen überzeugt auch das präzise Auswahlkriterium der Filme. Angesichts der Vielzahl der produzierten Werke wäre es nämlich unmöglich, alle Titel zu untersuchen, die in der Zeit zwischen 1945 und 1990 das Problem von Flucht und Vertreibung thematisierten. T. hat sich für ausführliche Analysen der Filme mit den höchsten Zuschauerquoten entschieden. Sie schließt damit an das Konzept des Erinnerungsfilms von Astrid Erll und Stephanie Wodianka an, die betonen, dass Filme, die kaum gesehen werden, den Erinnerungsdiskurs nicht mitgestalten können.<sup>1</sup> Auf dieser Basis untersucht T. zehn erfolgreiche Kino- und Fernsehfilme aus der sowjetischen und den westlichen Besatzungszonen sowie aus der DDR und der Bundesrepublik. Dazu zählen u. a. *Die Brücke* (Regie: Arthur Pohl, 1949), *In jenen Tagen* (Helmut Käutner, 1947), *Wege übers Land* (Martin Eckermann, 1968) oder *Heimatismuseum* (Egon Günther, 1968).

Aus den Analysen geht hervor, dass die Diskurse in der Bundesrepublik und der DDR, die sich auf das Thema „Flucht und Vertreibung“ bzw. „Umsiedler“ bezogen, gar nicht so stark voneinander getrennt waren, wie man es üblicherweise annimmt. Nicht nur war der westdeutsche Umgang mit dem Thema stets ein Bezugspunkt für die Propaganda in der DDR; es gab auch weitere Berührungspunkte. Auch wenn in der DDR viele Sachverhalte nicht beim Namen genannt wurden, wie T.s Medienanalyse belegt, lassen sich in den Filmen beider Staaten ähnliche Narrative identifizieren, wie z. B. Geschichten über die Flucht, die Ankunft und die Suche der „Heimat“.

Neben der Analyse von Diskursen und Narrativen nimmt T. die Filmbilder unter die Lupe. Die Autorin belegt, wie stark die frühe Nachkriegsikonografie – vor allem Bilder des Flüchtlingstrecks – das spätere deutsche Imaginarium prägten. Zurecht betont T., dass es sich um eine Fortführung der NS-Ikonografie handelte. In diesem Zusammenhang wäre allerdings auch ein Blick in die zeitgenössische (Foto-)Presse notwendig gewesen, denn die Bilder von Menschen, die im Winter durch den Schnee von Ost nach West stapfen, wurden in vielen Medien parallel verbreitet.

Um das Bild der Erinnerungsfilme über Flucht und Vertreibung zu vervollständigen, hätte man noch einige weitere Titel heranziehen können; z. B. thematisierte Rudolf Jugerts *Film ohne Titel* (1948) die Ankunft eines Flüchtlingspaares in einem westdeutschen Dorf.

<sup>1</sup> ASTRID ERL, STEPHANIE WODIANKA (Hrsg.): *Film und kulturelle Erinnerung. Plurimediale Konstellationen*, Berlin – New York 2008.

T. erwähnt den Film zwar kurz, geht aber nicht genauer auf ihn ein, obwohl es sich neben der letzten Episode aus *In jenen Tagen* um die ausführlichste Darstellung des Themas in den westlichen Besatzungszonen handelt. Eine Analyse der Produktionsbedingungen würde eine Antwort auf die Frage ermöglichen, wieso die Folgen von Flucht und Vertreibung vor allem im Kino der britischen Besatzungszone präsentiert wurden. Die 4. Folge der äußerst populären TV-Serie *Am grünen Strand der Spree* (WDR, 1960) erzählt von einem Flüchtling aus Breslau, der seine neue Heimat in der Nähe von Berlin findet. Dieses Beispiel wäre für T.s Buch insofern relevant gewesen, als es ihre These über die Verflechtungen des west- und ostdeutschen Diskurses bestätigt: Eine WDR-Produktion präsentiert eine Handlung, die sich in Brandenburg abspielt. Nicht zuletzt wäre auch ein Blick auf Hansjürgen Pohlands Film *Katz und Maus* (1967) lohnenswert gewesen. Als eine Koproduktion zwischen westdeutschen und polnischen Produktionsunternehmen, in der die Söhne von Willy Brandt mitspielten, nahm der Film die Ansätze der Ostpolitik des späteren Bundeskanzlers vorweg. Die Abwesenheit dieser Titel im Buch wiegt allerdings nicht schwer. Es handelt sich hier lediglich um Ergänzungsvorschläge. T.s Auswahl und Analyseverfahren werden plausibel erklärt und die Fallstudien auf über 350 dicht bedruckten Seiten beschrieben.

Grundsätzlich handelt es sich um eine äußerst solide Monografie, die sich auf gut ausgewählte Fallstudien konzentriert und eine Fülle an relevanten Quellen heranzieht. An manchen Stellen ist das Buch jedoch etwas sperrig geschrieben. Auf einige Detail- und Metainformationen hätte man verzichten oder sie in die Fußnoten verschieben können. Mit Hilfe eines präziseren kulturtheoretischen Bezugsrahmens, wie ihn etwa die kulturwissenschaftliche Erinnerungsforschung oder geschichtswissenschaftliche Modelle des Wissens- und Diskurstransfers bieten, hätte sich ein roter Faden durch die Analysen ziehen lassen. Diese funktionieren nämlich sehr gut als Einzeltexte, lesen sich jedoch als Teile einer größeren Monografie etwas langatmig. Da es sich aber um ein Buch handelt, das Wissen vermitteln soll und nicht zur Unterhaltung gelesen wird, ist dies kein genereller Einwand.

Mainz

Magdalena Saryusz-Wolska

**Kreisau und Verdun.** Wege zur deutsch-polnischen und deutsch-französischen Versöhnung und ihre Symbole im kollektiven Gedächtnis. Hrsg. von Elżbieta Opilowska, Krzysztof Ruchniwicz und Marek Zybur. (Studia Brandiana, Bd. 9.) fibre. Osnabrück 2017. 271 S. ISBN 978-3-944870-05-2. (€ 35,-)

Vor dem Umbau des polnischen Staates durch die Regierung der nationalkonservativen Partei PiS wäre der vorliegende Band wohl am ehesten als eine Art Retrospektive des Erreichten wahrgenommen worden, mit einem Fokus auf die öffentliche Inszenierung von Geschichte und Symbolpolitik. Nun aber gewinnt die Feststellung im Beitrag von Michał Kokot, dass Versöhnung nicht einfach als Ergebnis einer Reihe von Prozessen erscheint, sondern stets neu erarbeitet werden muss, eine besondere Bedeutung. Daher ist die Lektüre des Sammelbands dann besonders lehrreich, wenn man sich vor Augen führt, dass weder die deutsch-französische noch die deutsch-polnische gute Nachbarschaft Selbstverständlichkeiten sind, sondern hart erarbeitet wurden und stets gefährdet sind.

Das aus der französischen Geschichtsforschung stammende Konzept der *lieux de mémoire* sowie das Projekt von Hans Henning Hahn und Robert Traba zu den deutsch-polnischen Erinnerungsorten hat u. a. durch die parallele Betrachtung des Umgangs mit ausgewählten Gedächtnisorten durch die deutsche und polnische Gesellschaft verdeutlicht, wie groß die Unterschiede zwischen den beiden benachbarten Völkern hinsichtlich der Art ihres kollektiven Gedächtnisses sind. In diesem Band wird eine Thematik angesprochen, deren Komplexität auf einer nochmals höheren Ebene liegt. Die gemeinsame Betrachtung der Wege zur Versöhnung impliziert die Frage nach Zusammenhängen nach Art einer *histoire croisée*: War der Prozess der deutsch-französischen Aussöhnung eine Blaupause für den

später eintretenden deutsch-polnischen Fall? Gab es hier Wechselwirkungen, oder hat das eine wenig bis gar nichts mit dem anderen zu tun?

Die Aufsätze des Bandes beantworten diese Frage nicht explizit, in ihrer Gesamtheit weisen sie jedoch unmissverständlich auf die vielfältigen Zusammenhänge beider Aussöhnungsprozesse hin. Die Anlage des Bandes ist seiner Entstehungsgeschichte geschuldet: Im Jahr 2009 fand in Kreisau eine Konferenz statt, auf der die deutsch-französische und die deutsch-polnische Aussöhnung gleichermaßen Thema waren. Die Konferenz hatte nicht nur einen wissenschaftlichen, sondern auch und vor allem einen gesellschaftlich-politischen Anspruch. Der aus ihr hervorgegangene Aufsatzband spiegelt diesen Ansatz wider: Es sollten nicht nur historische Debatten analysiert, sondern darüber hinaus aufgezeigt werden, welche Folgerungen Deutsche, Franzosen und Polen in ihren Diskursen untereinander aus der schwierigen Vergangenheit und dem Umgang damit gezogen haben.

Stella Grotowska's Beitrag beschreibt, ausgehend von einer Zusammenfassung des aktuellen Forschungsstands zu den Komplexen „Geschichte“, „Erinnerung“ und „Geschichtspolitik“, die Funktion des Kreisauer Kreises als Erinnerungsort und als Mythos. Horst Möller gibt einen Abriss der deutsch-französischen Beziehungen seit 1945, in dem er das langsame, aber stetige Aufeinanderzugehen beider Länder darstellt und ausdrücklich auf die dabei aufgetretenen Schwierigkeiten hinweist. Das Pendant für den deutsch-polnischen Fall leistet Hans Maier, der ausgehend von den kirchlichen Verständigungsbemühungen, wie etwa dem berühmten Brief der polnischen Bischöfe an ihre deutschen Amtsbrüder, aufzeigt, wie der Weg für das spätere Miteinander geebnet wurde und sich bereits im Sozialismus Felder der Begegnung ergeben hatten. Dazwischen – sowohl hinsichtlich der Seitenzahlen als auch im übertragenen Sinne – steht Thomas Serriers „Versuch eines Franzosen, Verdun in deutsch-polnischer Perspektive zu betrachten“, eine Abhandlung über die Frage der Übertragbarkeit deutsch-französischer Symbolereignisse und Orte auf den deutsch-polnischen Prozess.

Es folgen Beiträge zu Themen, die für jeweils einen bilateralen Weg wichtig waren und sind, so etwa Friedhelm Boll's Betrachtung zur Rolle der Kirche im deutsch-polnischen Aussöhnungsprozess, die er in Beziehung zur Entspannungspolitik der sozialliberalen Regierung setzt, oder Rudolf Urbans Ausführungen zu einem im kommunistischen Polen tabuisierten Thema, nämlich den Deutschen im Oppelner Schlesien. Dieses Thema wurde bereits in den 1980er Jahren, dann aber verstärkt nach 1989 geradezu zu einem Prüfstein der Qualität der bilateralen Beziehungen: Die Bereitschaft, sich in dieser Frage dem Standpunkt des Nachbarn wenigstens anzunähern, wurde als Hinweis für die Bereitschaft genommen, die bilateralen Beziehungen überhaupt weiterzuentwickeln. Marek Zybur'a holt ein ganzes Kaleidoskop an deutschen wie polnischen Autoren ans Licht, die alle ihren Beitrag zum Annäherungsprozess zwischen Deutschen und Polen geleistet haben, und weist damit eindringlich auf die Brückenfunktion der Literatur im deutsch-polnischen Dialog hin. Sehr reizvoll wäre es gewesen, hier auch Beiträge über die Funktion der Literatur im deutsch-französischen Verhältnis oder eine Betrachtung über die Grenzregion Elsass-Lothringen im Verlauf des Versöhnungsprozesses aufzunehmen, um Parallelen und Unterschiede der beiden Versöhnungsprozesse an Fallbeispielen besser sichtbar zu machen.

Ansatzweise geleistet wird das durch die beiden folgenden Beiträge, die sich mit dem Verhältnis Charles de Gaulles zu Deutschland (Henri Ménu'dier) und die Besuche Carlo Schmid's, Willy Brandts und Helmut Kohls in Polen (Krzysztof Ruchniewicz) befassen. Elżbieta Opłowska behandelt die Funktion eines konkreten Ortes für beide Gesellschaften und fokussiert auf die Grenzstädte Görlitz und Zgorzelec als Mikrolabor überregionaler bilateraler Prozesse. Ähnlich werden Verzahnungen am Beispiel des Projekts bilateraler Geschichtsbücher sichtbar, wobei Stefan Krawielicki zunächst das deutsch-französische, sodann Tomasz Strobel und Dariusz Wojtaszyn das deutsch-polnische Projekt beschreiben.

Hubert Orłowski stellt die Anthologie „Mein Deutschland – meine Deutschen“<sup>1</sup> vor, die am West-Institut in Posen (Poznań) entstanden ist. Annemarie Franke und Dominik Kretschmann beschäftigen sich mit Symbolpolitik, nämlich der Wiederholung des Kreisauer Friedensgrußes von Tadeusz Mazowiecki und Helmut Kohl durch Angela Merkel und Ewa Kopacz 25 Jahre später. Pierre Frédéric Weber stellt „vergleichende Überlegungen“ zur Versöhnung an, wobei er auch die polnisch-französischen Beziehungen mit einbezieht. In seiner Betrachtung der jüngeren deutsch-polnischen Versöhnungshistorie weist Kokot darauf hin, dass Versöhnung nicht als Ergebnis eines Prozesses statisch vorliegt, sondern stets neu erarbeitet werden muss.

Die Einzelbeiträge sind durchweg solide gearbeitet. Betrachtet man den Band losgelöst von der Tagung, ergibt sich jedoch stellenweise der Eindruck einer willkürlichen Zusammenstellung: Der Band präsentiert eher ein Kaleidoskop von Fakten, Zusammenhängen und Stationen symbolischer Politik, ohne dass eine synthetisierende und parallelisierende Analyse beider Versöhnungsprozesse geleistet wird. Viel zu wenig beachtet wird leider, dass hier nicht nur drei, sondern vier Staaten beteiligt waren: Die Existenz der DDR hatte großen Einfluss auf den Ablauf der Versöhnungsprozesse, und sei es auch nur durch den Gegensatz zur BRD, der sowohl in der französischen als auch in der polnischen Wahrnehmung des Nachbarn immer mitschwang, aber nicht nur in dieser, sondern auch in anderen Publikationen zum Thema vielfach zu kurz kommt. Deutlich wird hingegen, wie sehr der deutsch-polnische Annäherungsprozess von wohlüberlegten Symbolsetzungen geprägt war und ist, die vielfach das Pendant zu ähnlichen Vorgängen im Rahmen des deutsch-französischen Prozesses bilden.

Bremerhaven

Rüdiger Ritter

<sup>1</sup> HUBERT ORŁOWSKI (Hrsg.): *Moje Niemcy – moi Niemcy. Odpominania polskie*, Poznań 2009.

**Eastern Europe Unmapped.** *Beyond Borders and Peripheries.* Hrsg. von Irene Kacandes und Yuliya Komskaya. Berghahn Books. New York – Oxford 2017. VIII, 292 S., 6 Ill., 16 Kt. ISBN 978-1-78533-685-0. (\$ 130,-)

Maps are more than hegemonic—they can be emancipatory artefacts. From periphery to center, if Aesopian writers first need to master a censor’s limits and a culture’s tacit rules, de-canonizing and de-territorializing comparative literature scholars must start by knowing the vocabulary of official maps. An even harder objective, as the Cold War taught us, is to re-plant the poles, or re-map the censoring geopolitical centers entirely.

Released from Kremlin media and the generational gravity of Milan Kundera’s kidnapped lands of the 1980s and 1990s, *Eastern Europe Unmapped* is acutely aware of this dilemma and the geo-literary performances it engenders. Irene Kacandes, a veteran of interdisciplinary cultural studies and trauma writing, and Yuliya Komskaya, an authority on Cold War media and its cross-border uses of visual images, speak from the German margins of East European comp lit, a periphery that is really a center. They have their fingers on the contemporary pulse of trends toward “discontiguities” which overturn banal nationalisms and foster new spatial thinking. With Vitaly Chernetsky and others, they hunt for distant influences (in Argentina and South Africa) and praise a broader, more mobile, more convivial sense of alliances in Goethe’s *Welliteratur*, from the Czech Republic to Macedonia and Poland to Albania, into Yurii Andrukovich’s postmodern Ukraine and Arjun Appadurai’s globalized ethnoscares, in lands of diasporic estrangement informed by queer theory and postcolonial and subaltern studies. Their liberal-artsy mental maps are counter-canonical: where fact and fiction meet; spatial humanities are on a digital uptick; and feminist geography and LGBTQ studies are held high (as they should be) as innovative mappings. The old discursive ghettoization from a reified East/West and trinary codes of hybrid identity that stunt agency are what is challenged in this impressive collec-

tion, by transnationally minded scholars of comparative Germanic, Slavic, Balkan, and Yiddish literatures.

The book's regional subject is one in which global openness and intensely individual, darkly creative imaginations are sacrosanct. What better legacy from the "East"? A lucid introductory overview is offered by Komska and a heterotopic conclusion by Chernetsky, building on Said, Andrukhovych, and Michel Foucault's "Of Other Spaces." Komska in her scholarly introduction notes, smartly I think, that the promises of borderlands research since the 1990s toward invoking multicultural spaces as part of "the alluring promise of diversity and hybrid post-national existence" (p. 3) have not been met sufficiently. In the volume, ten chapters are arranged, with twelve far-flung contributors. Beyond identity and state borders, the collective seeks "a more robust narrative of Eastern Europe's discontinuous past and present ... [where] the intensities of fact and faction align" (p. 12).

There are five separate sections, each featuring two chapters. Topical pairings fall under religion in the neomedievalism of the Yiddish writer Yudl Mark, in parallel to the periodization of Muslim subjectivities in the Balkans; dislodged dissent, as in recent Belarusian local/global intellectual dynamics, with a "distant reading" of Jerzy Giedroyc and the Polish émigré journal *Kultura*; fictional cartographies and temporalities, given Bohumil Hrabal's philosophy of history and the geopoetics of Miroslav Penkov and Aleksandar Hemon; appropriated afterlives, on Bruno Schultz's murals and the Jewish synagogues of Poznań and Olsztyn; and elective affinities, covering Ann Cvetkovich's post-traumatic Balkan travels and Kacandes's personal account of her friendship with Irena Grudzińska in Poland. Inspired by the "wild mash-up" (p. 14) of Andrukhovych's geopoetics for Ukraine's maps of peace and war, the book itself seems like a mash-up at times. It is marketed by Berghahn jointly as literature and history, but more actual history (even a basic timeline or glossary of names) would have been useful. The contemporary aesthetic mash-up is likely unavoidable given the editorial challenge, but there's still a distinction between *bricolage* and an unsculpted mess.

Despite the interesting chapters, one is hard-pressed to find a method. If there is a binding theme, it's the challenge to the trope of betweenness in favor of distant reading (Franco Moretti): space *over* place, agency *over* geopolitics, new fiction *over* East European localities. Some seek out the humor, by turns gentle and prickly, of Schulz, Hrabal, Dubravka Ugrešić, and Serhij Zhadan. Formal approaches to textual exegesis include a fine essay on the Czech anecdotal tradition by Daniel Pratt, and thought-provoking, methodologically sophisticated chapters by Jessie Labov (on diasporic distant reading, with original maps), Ioana Luca (transnational Marxism), and Adam Zachary Newton (the migration of forms), which mark the innovative heart of the book.

The volume's big achievement is its "unmapped" thesis. This is perhaps more polemical than the ed. envisioned, but the rise of neofascism coupled with pop-geopolitical instrumentalization of identity discourse by the Russo-American global right makes this as relevant as it was in Yugoslavia in the 1990s. Maps of (dis)placement ought to lead observers away from civilizational talk. Too often, they do not—we need more explanations for why not. In the meantime, craft practitioners of East European so-called minor literatures are not reducible to hyphenated difference, nor generally want to be marketed as such. Creative output and literary friendships by choice of writerly language cannot *only* be called "between X and Y"—this is a valid non-aligned (and now very Ukrainian) point. German and East European language/comp lit specialists and adventurous interdisciplinarians will find a lot that is useful in *Eastern Europe Unmapped*, a smart and eclectic analysis of human geographical landscapes.

Greeley, CO

Steven Seegel

**Behind the Iron Curtain.** Soviet Estonia in the Era of the Cold War. Hrsg. von Tõnu Tannberg. (Tartu Historical Studies, Bd. 5.) Peter Lang Edition. Frankfurt am Main 2015. 429 S. ISBN 978-3-631-66849-8. (€ 76,95.)

Collectively and individually, the articles in this strong volume take an institutional approach. The approaches of the authors concur with Karin Veski's and Anu Raudsepp's statement: "social contexts [...] are created in institutions, and reality is continually constructed by different interest groups" (p. 198). Overall this volume sees the Soviet period of Estonian history as primarily influenced by the priorities of central Soviet decision makers, and the primary interest group was Communist Party leaders. In myriad ways the volume shows how, behind the iron curtain, "the process of Sovietizing Estonia" (p. 200) proceeded—sometimes purposively, sometimes only fitfully at best.

The volume is the outcome of a research project begun at the University of Tartu in 2009 on Estonia during the Cold War. The majority of the articles were first published in Estonian.<sup>1</sup> The authors represent the younger generation of historians in Estonia, and most of them are native speakers of Estonian, which contributes to greater access to primary and relevant local secondary sources. The texts read well. Making this work accessible to a broader audience represents a significant achievement by the ed. and the unnamed translators.

The volume's 14 articles together present a wide perspective on how life in Soviet Estonia changed and developed, particularly from the beginning of the second Soviet occupation in 1944 through the 1960s. Examined are diplomacy, high levels of local government, economic priorities and growth, propaganda and imposed national images, the media and propaganda (including the use of publications as KGB "active measures"), and religion. Taken collectively, the authors find that the process of Sovietization was presented and championed, where possible, as a natural, expected development for Estonian society. Often, however, the Soviet state and Communist Party failed to achieve their aims—Sovietization was never complete.

In his opening article volume editor Tõnu Tannberg writes about six Estonians who began training in 1944 to become diplomats in a people's commissariat for defence and foreign affairs created for the Estonian SSR, which together with other Soviet republics was originally projected by Moscow for membership in the United Nations. When the USSR received veto power in the UN, the importance of this commissariat/ministry sharply diminished.

In his contribution Olev Liivik examines ethnicity in the Estonian SSR's highest republic-level government body—the Council of Ministers—in the years 1940-1941 and 1945 through the 1950s. While it was already known that russophone ethnic Estonians who arrived in Soviet Estonia from Soviet Russia or other parts of the Soviet Union were widely placed there in high administrative positions, Liivik argues that there were likely no plans in Moscow to make the Council of Ministers an "international" (non-Estonian), rather than Estonian body. Preference for Estonians from the Soviet Union, however, made the Sovietization of Estonia proceed more easily.

Kaarel Piirimäe and Vahur Made each examine aspects of the tension that existed between Soviet Estonia and the Estonian expatriate community. Piirimäe shows how this struggle was waged through publications and press-based propaganda in the late 1940s and early 1950s. Soviet propaganda was certainly unsuccessful in fostering a positive image of the Estonian SSR among emigres who had already experienced the first year of Soviet rule (June 1940 to July 1941). Made examines the work of three Estonian expatriates in West Germany over the years 1952 to 1988. In their emphasis on West Germany as the "front line" state of the Cold War and its reliance on the United States and NATO, their views

---

<sup>1</sup> TÕNU TANNBERG (ed.): *Nõukogude Eesti külma sõja ajal* [Soviet Estonia during the Cold War], Tartu 2015.

differed from the foreign policy of interwar Estonia, which sought role models among the major states of Europe.

Olaf Mertelmann argues that economic development in Soviet Estonia in the 1940s and 1950s was centered on advancing military capabilities. This came through an emphasis on heavy industry, especially the mining and processing of oil shale. He estimates that the resulting slowdown of economic growth in other areas of the economy meant that by the late 1980s GDP and income levels in Estonia were no more than half of what they would have otherwise been.

Meelis Maripuu's long (57-page) article "Cold War Show Trials in Estonia: Justice and Propaganda in the Balance" is much broader than this title indicates, addressing the issue of war crimes trials in not only in Soviet Estonia, but also in post-war Europe in general. Maripuu's information-rich article would be strengthened by an explanation of the distinction between show trials and trials that were influenced—even strongly so—by Cold War politics. This would clarify the differences between the five trials of Estonian accused war criminals in the 1960s examined here and the Nuremberg Trials and the trial of Adolf Eichmann, which the author also discusses.

Veski and Raudsepp in their article examine propagandistic textual character images from school textbooks. Enemies were first seen as internal—Estonian "fascists", bourgeois nationalists, and kulaks—and then later they were found in American imperialists. Heroes were Stalin, Estonians who fought on the Soviet side in the war, and heroes from Russian *byliny* epic narratives. The hero from the Estonian eponymous epic *Kalevipoeg* was Sovietized: in one textbook he was described as a "righteous elder of the people, a brave warrior, a daring seafarer, and a simple workman" (p. 213).

Ivo Juurvee examines the work of a KGB operative in Estonia in the 1960s who published claims that Estonian military intelligence had begun in 1935 to cooperate with German military intelligence—a claim which was used as justification for Soviet occupation. Juurvee's focus is explaining how these publications were examples of "active measures"—disinformation and propaganda used for political ends. Tiiu Kreegipuu finds that the Communist Party was unable to control entirely the Estonian press. While party leaders sought to use the press for totalitarian goals of societal control, "the Estonian press and journalists continuously fought ideological pressure and managed not just to ignore but also resist its goals" (252).

Oliver Page1 writes of the growth of Finnish tourism in Soviet Estonia from a period of significant restrictions in the 1950s and early 1960s to more open travel beginning in the mid-1960s. Marek Miil writes that in the Estonia of the 1970s, when half of the population was able to watch Finnish television—labelled "bourgeois television" by the Soviet Estonian authorities—and with nearly a quarter of them doing so daily, efforts by the state to draw Estonians away from viewing life in the land of their democratic and capitalist neighbor to the north failed. Atko Remmel gives a thorough overview of the steps taken by the Communist Party in the Estonian SSR to limit religious activity and encourage atheism. He finds that especially effective in nearly entirely dechurching Estonian society by the late 1980s were new secular ceremonies for weddings, "spring days" for children and themed summer activities and sports for youths to replace religious confirmation rites, and other secular ceremonies to mark notable life transitions. The late Indrek Paavle traces the history of controls the Soviet state set over the borders of the Estonian SSR that were also borders of the Soviet Union itself. While these measures were extremely effective (only some 50 people escaped abroad across these borders), Paavle concludes they left behind an unexpected boon: "the decades-long restrictions ended up preserving diverse and undisturbed nature in many areas along Estonia's coast" (p. 429).

Some of the articles ideally would have been further edited, in several cases for length and in others to limit the material not directly germane to the case of Estonia. This caveat aside, it remains only to be hoped that a future volume in this *Tartu Historical Studies* se-



ries will examine the history of Soviet Estonia from the perspective of *Alltagsgeschichte*, which remains understudied.

New Haven

Bradley Woodworth

**Die DDR und die Solidarność.** Ausgewählte Aspekte einer Beziehung. Hrsg. von Konstantin Hermann. Thelem. Dresden 2013. 253 S., Ill. ISBN 978-3-942411-06-6. (€ 22,80.)

Relations between the German Democratic Republic and the Polish People's Republic are still not a common subject in academic research. The book, edited by Konstantin Hermann, does not pretend to present the whole picture of those relations, but offers a good overview of already researched topics. In his introduction, Hermann points out how difficult and complicated the cooperation between the Polish and East German governments was and how little we already know about this relationship. He also mentions that more research needs to be done in the future on the contact the two societies had with each other. Finally, he accurately underlines that the experience of communism in East Germany is much better known in Western Europe than the Polish experience, giving, as an example, the forgotten role of Solidarność in the collapse of the communist regimes in Eastern and Central Europe due to the dominating media focus on the collapse of the Berlin wall.

The book presents several different aspects of East German-Polish relations: politics and economics, the attitude of the East German secret service toward Solidarność, and culture and media. It begins with a chapter on the East German-Polish border crossing by Krzysztof Ruchniwicz that asks the question: Why did the Polish opposition know so little about their East German counterparts and why were they not interested in the situation in the neighboring country? The chapter is a fitting introduction for the book as a whole and reveals that only very scant serious research has been done on this topic thus far.

The book is divided into five sections. The first one "politics and economics" contains a paper by Hermann and a case study by Daniel Logemann. Hermann investigates the economic situation in Poland and in the GDR and how the economic situation in Poland affected East German thinking about economics and market supply. In contrast, Logemann concentrates on the reaction of the citizens of Leipzig to the situation in Poland in 1980 and how attractive Poland was for GDR citizens. He also analyzes how the political changes and problems between both countries influenced contact between Poles and Germans.

The following section about the reactions of the GDR secret service to Solidarność contains three papers by two Polish authors, Tytus Jaskułkowski and Krzysztof Jagiełło, who present the activities of the East German secret service in Poland concerning different aspects of Polish-East German contact and cooperation. The next section on cultural exchange contains texts written exclusively by German authors. Thomas Günther and Andreas Kötzlin concentrate on the subject of film making and the film industry in the GDR, looking specifically at the problem of censorship, ideology, the organization of cultural events, and international cooperation. The final paper by Wolfgang Nicht, a partially idealized account about the twinning of Wrocław and Dresden, takes a personal rather than an academic perspective.

The section on media contains articles by Dariusz Wojtaszyn that look at the portrayal of Solidarność in the local GDR press through the example of the *Sächsische Tageblatt* (Saxon Journal) and an article by Hermann and Christiane Schmitt-Teichert explores East German propaganda through an analysis of Radio Berlin International broadcasts (1981/82) in Polish. The last section is dedicated to the presentation of the German reunification in the Polish media. Artur Kamiński writes about the *Tygodnik Solidarność* (Solidarnosc Weekly) and *Słowo Polskie* (Polish Word). Mariusz Kozerski con-

concentrates on how the events of November 1989 in the GDR were presented in the *Trybuna Ludu* (People's Voice), which had, in the years prior to this, functioned as an official organ of the communist party. The papers in these last two sections are mostly restricted to descriptions of information that appeared in journals or was broadcast by Radio Berlin. A more analytical approach would have been welcome here.

Generally, the book is an interesting introduction to the topic of East German-Polish contact and could be an inspiration for new research. However, it offers only a short and rather restricted view of East German-Polish relations. The papers in each section do not correspond with each other and the authors rarely try to make comparisons or ask methodological questions. Most of the papers are informative but remain on a factual level, which is once again proof that more research is needed in this area.

Unfortunately, not all articles appear in the most appropriate sections. For example, Logemann concentrates rather on social and interpersonal relations than on politics or the economy. Kamiński, in the paper about the *Tygodnik Solidarność*, scrutinizes the GDR topics in this magazine rather than analyzing its attitude to the question of German unity, which is only marginally treated.

Berlin

Dominik Pick

**Systemwechsel.** Identitätsfragen und Identitätsverhandlungen im ostmitteleuropäischen Gegenwartsfilm seit 1989. Hrsg. von Corina Erk und Anna-Maria Meyer. (Marburger Schriften zur Medienforschung, Bd. 73.) Schüren Verlag GmbH. Marburg 2017. 158 S., Ill. ISBN 978-3-89472-967-7. (€ 19,90.)

**Ewa Mazierska: Poland Daily.** Economy, Work, Consumption and Social Class in Polish Cinema. Berghahn Books. New York – Oxford 2017. 338 S. ISBN 978-1-78533-536-5. (\$ 130,-)

Der von Corina Erk und Anna-Maria Meyer hrsg. Sammelband *Systemwechsel* ist das Ergebnis der Tagung „MOE im Gegenwartsfilm“, die vom 17. bis 19. Juli 2015 in Bamberg stattfand. Die zehn Beiträge zeigen eine interdisziplinäre Perspektive von der Geschichts- und Filmwissenschaft über Kunstgeschichte bis hin zu literatur- und sprachwissenschaftlichen Ansätzen auf die Region Ostmitteleuropa und die Frage nach der Identität durch das Medium Film. Dabei wurde bei der Analyse der ausgewählten Filme geprüft, wie Identitätsfragen in Zeiten erstarkender Nationalismen im Film verhandelt werden, sowie auch nach Formen grenzübergreifenden, transeuropäischen Denkens gesucht. Einen besonderen Fokus legen die Autorinnen und Autoren auf das polnische Kino, einen weiteren, etwa gleich starken Anteil nehmen länder- und themenspezifische Analysen ein.

Eine Neuinterpretation des Klassikers *La double vie de Véronique* von Krzysztof Kieślowski wagt Andrea Stänicke, die den Film als politische Allegorie versteht und auf das Ende des Ostblocks und nicht auf die Ereignisse 1947/48 bezieht. Natalia Fuhrý und Christoph Kienemann untersuchen in ihren Beiträgen polnische Filme und deren Betrachtung der Vergangenheit, die jedoch nicht Geschichte zeigen, sondern „Vergangenheit in das kollektive Gedächtnis [überführen], aus Geschichte wird Erinnerung“ (S. 45). Erk analysiert die beiden aus dem Jahr 2013 stammenden Produktionen *Ida* von Pawel Pawlikowski und *Run, Boy, Run* von Pepe Danquart und arbeitet Momente eines kollektiven europäischen Gedächtnisses heraus, insbesondere des Holocaust „als transnationalen Gedächtnisinhalt einer globalisierten und zugleich medialisierten Welt“ (S. 60). Anna-Maria Meyer stellt acht polnische Spielfilme aus den Jahren 1991 bis 2008 ins Zentrum ihrer Analyse, welche die polnische Emigration und das Leben in der Diaspora thematisieren. Die Auswahl erfolgte vor dem Hintergrund des Konzepts des transnationalen Kinos, für das Migration und Globalisierung zentrale Themen sind. Dabei arbeitet Meyer vor allem die Funktion der Sprache heraus, die sie in Namen und Identität, soziale und regionale Aspekte der Sprache, die Funktionen des Polnischen sowie die Strategien der Kommunikation im Ausland untergliedert. Aufarbeitung der Vergangenheit und Neuinterpretation der

Geschichte fand auch in Ungarn statt, wie Patricia Pfeifer an Beispielen des Jungen Ungarischen Kinos herausarbeitet, indem der menschliche Körper als Metapher fungiert, um Transformations- und Verarbeitungsprozesse zu visualisieren. Meike van Hoorn und Miroslava Kyseľová beschäftigen sich in ihrem Beitrag mit der Frage nach Europa und Nationalität im slowakischen Dokumentarfilm. Katja Freise untersucht die ostmitteleuropäischen Beiträge der Kurzfilmreihe *Europäische Visionen* im Gegensatz zu den Filmbeiträgen anderer Länder und zeigt die ambivalente Rolle, die der Idee der Europäischen Union zugesprochen wird. Die Zerrissenheit Kroatiens zwischen EU und Balkan, Selbst- und Fremdbildern im kroatischen Film der Gegenwart analysiert Blažena Radas. Den Abschluss bildet die Untersuchung von Franz Schindler zur Frage der Darstellung männlicher Homosexualität in der zeitgenössischen polnischen, tschechischen und ungarischen Kinematografie.

Die Filmwissenschaftlerin Ewa Mazierska liefert erstmals einen kinematografischen Überblick über die Darstellung von Alltag in den unterschiedlichen wirtschaftlichen Systemen der wechselvollen Geschichte Polens von 1918 bis in die jüngste Gegenwart. Dabei fragt die Autorin, was wir durch die Betrachtung der Filme über Wirtschaft, Klassenstruktur und Alltag in Polen herausfinden können. Sie nutzt Filme als historische Dokumente, insbesondere solche, die vermutlich die Sichtweise des Mainstream darstellen und sowohl beim Publikum als auch bei Filmkritikern populär waren. Außerdem untersucht sie Dokumentarfilme, da dieses Genre in Polen eine herausgehobene Rolle spielt und besonders gut geeignet ist, den Alltag der Menschen wiederzugeben. Sie analysiert, ob die Filme bestimmte gesellschaftliche Klassen hervorheben oder in den Hintergrund treten lassen. Auf diese Weise nutzt sie Filme als politische Werke und fragt dabei insbesondere, wie sich die Beziehung zwischen den oberen und den unteren Bevölkerungsschichten verändern. In der gesamten Darstellung wird deutlich, dass die vorliegende Monografie von den Schriften von Karl Marx inspiriert ist, darüber hinaus bezieht M. weitere Kategorien wie Gender und Alter mit ein.

Das Buch ist in drei Teile gegliedert: Der erste Teil umfasst die Zwischenkriegszeit, die von der gerade errungenen Unabhängigkeit Polens geprägt war. Der zweite Teil reicht von der Nachkriegszeit bis zum Fall des Sozialismus 1989. In dieser Zeit war die Filmindustrie größtenteils verstaatlicht. Der sozialistische Staatsapparat kontrollierte die Produktion und Ausstrahlung der Filme und wusste dieses Monopol für sich zu nutzen. Der dritte Teil ist der postkommunistischen Periode gewidmet, in der die Einführung einer parlamentarischen Demokratie nach westlichem Vorbild mit den neoliberalen Auswüchsen der wirtschaftlichen Transformation zusammenfiel. Jedes Kapitel enthält einen Überblick über die politische und ökonomische Situation der jeweiligen Periode. Dieser Anteil macht etwa ein Drittel des Buches aus. Dabei untersucht die Autorin, ob es nach marxistischen Kategorien eine Überlappung zwischen einem bestimmten Diskurs über die Basis und den Überbau gegeben hat.

Sowohl der Sammelband als auch die Monografie sind wertvolle Beiträge zur aktuellen Forschung zum polnischen und ostmitteleuropäischen Film. Die dem Sammelband zugrundeliegende Fragestellung nach Identität in einer globalisierten, transnationalen Welt und einem sich zuspitzendem Nationalismus, der mit erstarkender Feindseligkeit gegenüber allem vermeintlich Fremden einhergeht, ist heute leider noch aktueller als zum Zeitpunkt der Tagung. Die Beiträge bestechen durch ihre interdisziplinäre und internationale Breite und schließen eine Lücke in der deutschsprachigen Forschungsliteratur zum ostmitteleuropäischen Film, insbesondere zur Neubewertung von Filmen und zum Gegenwartsfilm. Die Monografie von M. stellt ein Standardwerk zur Darstellung des Alltags im polnischen Film der letzten 100 Jahre dar. Dabei nimmt sie sich mit der Betrachtung des Alltags eines in der Forschung bisher vernachlässigten Themas an, da das polnische Kino gerade im Ausland vor allem für große Historienfilme wie Aleksander Fords *Krzyżacy* (Die Kreuzritter, 1960) oder Andrzej Wajdas *Pan Tadeusz* (1999) und die künstlerische Betrachtung bedeutender Themen wie des Holocaust, Katyńs oder der Solidarność-Bewegung bekannt ist.

Ihr Ansatz, bei der Untersuchung der Darstellung des Alltags konsequent marxistische Kategorien zu hinterlegen, machen ihre Analyse neben der Filmwissenschaft auch für Leser anderer Disziplinen zu einer äußerst interessanten Lektüre.

Siegen

Christine Müller

*Roman Michałowski: The Gniezno Summit. The Religious Premises of the Founding of the Archbishopric of Gniezno. (East Central and Eastern Europe in the Middle Ages, 450-1450, Bd. 38.) Brill. Leiden – Boston 2016. VIII, 397 S. ISBN 978-90-04-30523-6. (€ 150,-.)* – Das vorliegende Buch stellt die Übersetzung einer bereits 2005 auf Polnisch erschienenen Studie<sup>1</sup> dar. Thema ist der berühmte Akt von Gnesen im Jahre 1000, bei dem der römische Kaiser Otto III. öffentlichkeitswirksam zum Grab des Märtyrers Adalbert nach Polen pilgerte und vom polnischen Herrscher Boleslaw Chrobry Reliquien erhielt. Zugleich wurde die Gründung des Erzbistums Gnesen mit den Suffraganen Krakau, Breslau und Kolberg vollzogen, mit alleiniger Ausnahme Posens unter dem bereits vorher amtierenden Bischof Unger. Hauptquelle dafür sind wenige Sätze in der Chronik Thietmars von Merseburg, weshalb weitere Aufschlüsse nur durch eine breit angelegte Umschau zu erhalten sind. Der Vorgang war ein wichtiger Schritt bei der Christianisierung Polens, fundamental für die Kirchenorganisation im Missionsgebiet und für die Reichsbildung in Polen, und auch zahlreiche Aspekte der mitteleuropäischen Geschichte insgesamt hingen damit zusammen. Insbesondere waren das Ostfrankenreich und seine Kirchenorganisation davon betroffen, außerdem spiegelt der Akt von Gnesen die Herrschaftspraxis Ottos III. und ihre ideellen Grundlagen wider. Roman Michałowski behandelt zahlreiche Facetten der Thematik unter Berücksichtigung der modernen internationalen Forschung und ihrer Kontroversen. Gegenüber der These von Johannes Fried, der die Metropolitangründung des Jahres 1000 in Prag verorten wollte, wird hier an Gnesen festgehalten, was als die herrschende Meinung gelten muss. Ausgangspunkt ist die Rolle von Erzbistümern in der Kirchenorganisation, wobei vor allem der Faktor der Apostolizität betont wird, die laut M. in Gnesen durch die Präsenz der Adalbertreliquien gewährleistet war. Diese Deutung durchzieht das gesamte Buch, wobei der Kult des Heiligen mitsamt zahlreichen Parallelfällen eingehend erörtert wird. Vor allem aber ist die Beziehung Ottos III. zu Adalbert vor und nach dessen Tod für M. der Ausgangspunkt für die Handlungen des Kaisers. Dies gelte sogar für das Bündel an Erscheinungen, das auch hier unter dem durchaus reflektiert benutzten Begriff *renovatio*, Erneuerung des Römischen Reiches, zusammengefasst wird. Durch diese Sicht erklärt sich schließlich auch der Titel des Werks, da hier dem religiösen Bereich eine grundlegende Bedeutung zugewiesen wird. Ein (leider lückenhafter) Index von Orten und Personen beschließt den Band. Als Besonderheit ist zu bemerken, dass die lateinischen Quellenzitate ebenfalls ins Englische übertragen wurden (aber nicht alle, wie Thietmar, S. 83). Durch die Übersetzung haben sich bisweilen Fehler oder Unschärfen eingeschlichen, gerade was deutsche Begriffe angeht: So findet man die Liudolfinger als „house of Liudolfing“ (S. 31), Memleben erscheint als „Memblen“ (S. 79), ein lateinischer Stephanus wurde zu „Stephanis“ (S. 83). All dessen ungeachtet war es in der Tat berechtigt, diese anregende und breit fundierte Arbeit in eine westliche Sprache zu übertragen, nicht nur weil Adalbert oder Otto III. als Hauptpersonen erscheinen. Der Akt von Gnesen war letztlich ein Ereignis von europäischem Rang, und die Forschungsdiskussion sollte auf dieser Ebene geführt werden. M. hat dazu viel geleistet, was durch die englische Textfassung breiter gewürdigt werden kann.

Marburg

Otfried Krafft

*Piotr Piętkowski: Biskupstwo pomorskie jako początek biskupstwa kamińskiego. [Das pommerische Bistum als Ursprung des Bistums von Kammin.] (Scripta Historica Medievalia, Bd. 4.) Wydawnictwo Chronicon. Wrocław 2015. 188 S., III. ISBN 978-83-938172-5-2. (PLN 29,-.)* – Das vorliegende Buch ist die überarbeitete Version einer Magisterarbeit. Piotr Piętkowski setzt sich anknüpfend an Stanisław Rosik, der die Lebensbeschreibungen Ottos von Bamberg ausführlich untersucht hat<sup>2</sup>, zum Ziel, die institutionellen Anfänge des pommerischen Bistums zu beleuchten und die verfügbaren Informationen über die ersten Bischöfe im 12.

<sup>1</sup> ROMAN MICHAŁOWSKI: Zjazd gnieźnieński. Religijne przesłanki powstania arcybiskupstwa gnieźnieńskiego, Wrocław 2005.

<sup>2</sup> STANISŁAW ROSIK: *Conversio gentis Pomeranorum. Studium świadectwa o wydarzeniu (XII wiek) [Conversio gentis Pomeranorum. Studie zum Zeugnis eines Ereignisses (12. Jahrhundert)]*, Wrocław 2010.

Jh. unter Berücksichtigung der aktuellen Forschung zusammenzubringen. Das Bistum wurde in den ältesten Quellen nach Pommern benannt; erst später wurde es mit seinem endgültigen Hauptsitz, Kammin, identifiziert. Diese Monografie untersucht, wie diese Entwicklung verlaufen ist. Nach einem Überblick über den Forschungsstand erläutert P. die Umstände der Mission Ottos von Bamberg, die zur Gründung des Bistums geführt haben, und zwar bis zur Wahl des ersten Bischofs, Adalbert. Daran anschließend werden die drei ersten Bischöfe – Adalbert, Konrad und Siegfried – vorgestellt. Auf diese chronologische Darstellung folgt ein analytischer Teil, in dem die Gründung von Kirchen und Klöstern sowie die Entwicklung der Grenzen und die institutionellen Grundlagen des Bistums besprochen werden. Im Anhang schließlich sind einige der wichtigsten Urkunden aus der frühen Geschichte des Bistums abgebildet. P. fasst zwar die Forschung zusammen, behält aber immer auch die Quellen im Blick und unterzieht sie einer kritischen Durchsicht. Wenn es zum Beispiel um die Frage geht, ob es ursprünglich ein weiteres Bistum in Stettin gegeben habe, lenkt er die Aufmerksamkeit auf den Umstand, dass Bischof Adalbert in den frühesten Urkundenbelegen als Bischof von Pommern bezeichnet wurde, während sein Sitz damals in Wollin verortet wurde. Die frühe Erwähnung eines zweiten Bistums in Stettin in einer päpstlichen Bulle von 1133 würde auf frühe Pläne verweisen, für deren Realisierung es keine eindeutigen Belege gibt. Dass diese frühen Pläne nicht durchgeführt werden konnten, legen die politischen Unruhen im Reich und im Polen der 1130er Jahre nahe. Wenn es um die frühen Grenzen der Diözese geht, unterscheidet P. zwischen zeitgenössischen Quellen aus Pommern und von außerhalb Pommerns sowie solchen aus späterer Zeit. So präsentiert er die Gründungsurkunde von 1140, weist aber darauf hin, dass das Dokument nur aus späteren Abschriften bekannt ist. Nach Durchsicht der verfügbaren Materialien kommt er zu dem Ergebnis, dass die vertrauenswürdigen Quellen für die Rekonstruktion des Umfangs der frühen Diözese die Urkunden der pommerschen Herrscherkanzleien sind, unter Berücksichtigung einiger Quellen aus den Nachbardiözesen; die mehreren aus späteren Kopien bekannten Papstbulen seien hingegen generell problematisch. Aus alledem schlussfolgert der Vf., dass die Grenzen des Bistums nicht exakt mit denjenigen des Fürstentums korrespondierten. Die Studie ist somit zu begrüßen, da sie eine kritische Übersicht der aktuellen Kenntnisse über die frühe Geschichte des pommerschen Bistums bereitstellt. Sie wird für alle, die sich mit dieser historischen Periode in Pommern beschäftigen, sehr hilfreich sein. Auch als Nachschlagewerk ist sie durchaus zu empfehlen.

St. John's, Newfoundland and Labrador

Sébastien Rossignol

*Christoph Augustynowicz: Kleine Kulturgeschichte Polens. Vom Mittelalter bis zum 21. Jahrhundert. Promedia Verlag, Wien 2017. 223 S., Ill. ISBN 978-3-85371-419-5. (€ 19,90.)* – Als der Rezensent im Winter 1989 zu einem Sprachkurs an die Krakauer Universität kam, gehörte ein recht voluminöser Paperback-Band zu den ersten Geschenken. Der Literaturhistoriker Bolesław Klimaszewski hatte fünf Jahre zuvor seine weitverbreitete *Outline History of Polish Culture* publiziert. Darin bietet er ausländischen Leserinnen und Lesern einen ausführlichen und informativen Überblick über das, was er als zentral für die polnische Kulturgeschichte erachtet. Es handelte sich um eine Art *textbook*, wie man heute sagen würde. Bei der Lektüre des vorliegenden Buches fallen die Ähnlichkeiten – trotz des geringeren Umfangs – ins Auge. Auch hier unternimmt der Vf. einen Schnelldurchlauf durch die polnische Kulturgeschichte mit ihren vielfältigen Verästelungen. Mit seinem umfangreichen, durchaus lexikalisch zu nennenden Wissen stellt er zentrale Entwicklungslinien und bedeutende Einzelbiografien vom Mittelalter bis heute dar, ohne im Detail weitere Angaben machen zu können. Aus wissenschaftlicher Perspektive ist das Buch eher weniger relevant. Es richtet sich zweifellos an einen (dennoch schmalen) Leserkreis, der sich für Polen stark interessiert und ein gewisses ausbaufähiges Grundwissen mitbringt. Dieser Einschätzung widerspricht höchstens die methodische Einführung, in der A. sein Verständnis für Kultur methodologisch erläutert. Er konzentriert sich auf das, was er „hohe“ und „repräsentative“ Kultur nennt (S. 7), ohne damit werten zu wollen, was er aber trotz der Anführungszeichen allein durch die Wortwahl natürlich dennoch tut. Mit Ernst Cassirer begründet er seine weitere Einschränkung auf Literatur und bildende Kunst als Blick auf allgemeine, als grundlegend angenommene symbolische Formen, um das Feld aber sogleich etwas beliebig um Museumswesen und Architektur zu erweitern. Letztlich handelt es sich bei der Bezugnahme auf

Cassirer genauso wie bei dem Hinweis auf die modischen Begriffe „Materialität“ und „Modus“ oder das *Œuvre* Ernst Gombrichs aber doch nur um eine Art *captatio benevolentiae* für den kritischen Kulturwissenschaftler, denn im weiteren Verlauf des Buches spielt all das keine Rolle mehr. Somit haben wir es in der Tat eher mit einem Lesebuch zu tun, das ähnlich einer Wikipedia-Lektüre, allerdings in deutlich strukturierter Form und vom beeindruckenden Wissensstand des Vf. ausgehend, Bildungslücken in Bezug auf Polen schließen hilft. Mehr als diese Aha-Erlebnisse sollte man nicht erwarten, aber gerade für Studierende der Osteuropäischen Geschichte ist ein solches Buch mit Sicherheit nichts Schlechtes – so sie denn noch Bücher lesen würden ...

Gießen – Siegen

Markus Krzoska

*Gert Hagelweide: Ostpreußische Presse von den Anfängen bis 1945. Titel, Bestände, Daten, Biographien, Literatur. 2 Bände. (Dortmunder Beiträge zur Zeitungsforschung, Bd. 68.) De Gruyter Saur. Berlin – Boston 2016. 2015 S. ISBN 978-3-11-041497-4. (€ 299,-)* – In zwei voluminösen Teilbänden behandelt Gert Hagelweide auf über 2000 Druckseiten handbuchartig das ostpreußische Verlags- und Pressewesen als Teil deutscher Pressegeschichte retrospektiv von den Anfängen im frühen 17. Jh. bis 1945. Er orientiert sich dabei an der administrativen und regionalen Begrenzung der Provinz Ostpreußen vom Jahr 1918, fußt auf umfangreichem Quellenmaterial und stellt knapp 2000 (meist deutsch-, aber auch litauisch-, polnisch- und hebräischsprachige) Periodika vor. Sie sind alphabetisch nach den Verlagsorten von Absteinen bis Zinten sortiert und jeweils mit detaillierten, (inter)nationalen, möglichst aufgrund von Autopsie in deutschen, litauischen und polnischen Bibliotheken ermittelten Bestandsnachweisen versehen. Das Handbuch erfasst akribisch (Tages-)Zeitungen, Zeitschriften, Anzeigenblätter, Amts- und Intelligenzblätter, Jahrbücher, Kalender, Almanache, Adress- und Taschenbücher, auch „graues“ Kleinschriftgut sowie einschlägige, auch außerhalb Ostpreußens erschienene periodische Druckpublizistik. Diese umfangreiche Titelbibliografie ergänzen gut recherchierte biografische Hinweise auf viele der in den Kurzbeschreibungen der Periodika erwähnten Verleger, Drucker, Herausgeber, Publizisten und Redakteure bzw. Journalisten. Unter ihnen finden sich zahlreiche nach 1864 aus Russland geflohene litauische Exilanten, bekannte Persönlichkeiten wie Wilhelm Gaigalat, aber auch Verleger-Dynastien wie Hartung, Mauderode, Pieniężna/Pieniężny, Rautenberg, Siebert oder Gräfe und Unzer. Zum Nachschlagen dienen ein umfangreiches Literaturverzeichnis, Titel- und Personenregister sowie eine Ortsnamenkonkordanz zu den Druck-, Verlags- und Vertriebsorten für die Zeit vor bzw. nach 1945. Die vom Verlag angefügten zusätzlichen Online-Abbildungen standen offenbar zum Zeitpunkt der Rezension noch nicht zur Verfügung. Auffallend, doch für Kenner der damaligen, zumal regionalen Presselandschaft nicht verwunderlich, sind die vielen Titel, für die sich kein Bestand in Bibliotheken nachweisen ließ. Wegen der gerade in Ostpreußen auch weltkriegsbedingt hohen Verluste ist wohl auch kaum noch auf bisher nicht zentral erfasste Bestände in Regionalarchiven zu hoffen. Umso wichtiger ist deshalb ihre hier geleistete Beschreibung aufgrund von Belegen aus anderen Druckerzeugnissen. Zugleich bleiben Initiativen wie diejenige des Mikrofilmarchivs der deutschsprachigen Presse entscheidend, die sich bemühen, verstreut überlieferte Titel leihweise zusammenzuführen, dadurch möglichst vollständige Jahrgänge zu verfilmen und so für die Nachwelt zu retten. Dem De Gruyter-Verlag gilt großer Dank, dass er den Druck dieses zweibändigen, höchst verdienstvollen Mammutwerkes wagte und dadurch ein ruhiges Schmökern (z. B. zu Auflagenhöhe, Preisen, verschiedenen Beilagen und Verlagen sowie in einigen hier dokumentierten frühen Presseprivilegierungen) ermöglicht. Für ein künftiges rasches Nachschlagen (zumal der im Titelregister nicht aufgeführten Beilagen) wäre eine zusätzliche Online-Datenbankversion, u. a. mit Auflösungen der zahlreichen Abkürzungen sowie Links zu den aktuellen Beständen, die z. B. die laufend aktualisierten Nachweise der Zeitschriftendatenbank (ZDB) mit einbeziehen sollten, wünschenswert. Dem inhaltlich so umfassend recherchierten Buch hätte eine abschließende Rechtschreibkorrektur gut getan. Beim Sigelverzeichnis, zumal der osteuropäischen Bibliotheksorte, stören fehlende slawische Sonderzeichen bzw. Diakritika, bei den polnischen Namen fehlen mitunter die Nasallaute (Mragowo statt richtig *Mrągowo*), auch in den Druckspalten der Titelverzeichnisse und Biografien finden sich ärgerliche Druckfehler. Auch ei-

nige sachliche Fehler haben sich eingeschlichen, so ordnet die Ortsnamenkonkordanz Heiligenbeil (Mamonowo) fälschlich heute Polen (statt Russland) zu (S. 25).

Marburg

Jan Lipinsky

*Jaroslaw Czubyaty: The Duchy of Warsaw, 1807-1815. A Napoleonic Outpost in Central Europe. (Bloomsbury Studies in Central and East European History.) Bloomsbury. London 2016. 246 S. ISBN 978-1-472-52196-5. (£ 28,99.)* – Bei dem hier zu besprechenden Werk handelt es sich um die Übersetzung der polnische Ausgabe, die Jaroslaw Czubyaty, Professor am Historischen Institut der Warschauer Universität, 2011 unter dem nüchternen Titel *Księstwo Warszawskie (1807-1815)* [Das Herzogtum Warschau (1807-1815)] veröffentlichte und die unter den polnischen Kollegen viel Anerkennung gefunden hat. Wieso widmet sich der Vf. dieser recht kurzen Episode? Im kollektiven Gedächtnis der meisten Europäer ist die Napoleonische Epoche als desaströse Aufeinanderfolge von Kriegen, Besatzung und wirtschaftlicher Ausbeutung in Erinnerung geblieben. Die Polen haben diesen Jahren hingegen einen anderen Platz in ihrem historischen Bewusstsein eingeräumt. Die Polnische Frage stand um das Jahr 1800 mehrfach auf der europäischen Tagesordnung. Die Begründung des Herzogtums Warschau im Jahr 1807 brachte eine polnische Entität auf die politische Landkarte zurück, die zwölf Jahre zuvor von den Teilungsmächten gänzlich von ihr gelöscht worden war. Obwohl es schon in der Entstehungsphase des Herzogtums zahlreiche Kontroversen im Land gab, ergriffen die Polen die Gelegenheit beim Schopf, soviel Eigenstaatlichkeit wie möglich zu entwickeln und zu demonstrieren. Cz. zeigt in seiner Einleitung auf, wie dürftig diese Phase in der polnischen Historiografie bisher berücksichtigt wurde, und sieht ausreichend Gründe dafür, sich diesem kurzzeitigen, aber nichtsdestotrotz für die Polen existenziellen Phänomen zu widmen. Der Autor betont, dass es ihm in seiner Darstellung nicht um eine Chronik der politischen und militärischen Ereignisse gehe. Ihn interessieren vielmehr soziale Prozesse, ökonomische Transformationen sowie kulturelle und mentale Veränderungen. Trotz dieser Absicht sind die neun Kapitel chronologisch angeordnet, denn der erzählerische Bogen lässt sich kaum anders aufspannen als zwischen dem Frieden von Tilsit, der gewissermaßen die Gründungsurkunde des Herzogtums darstellte, und dem Wiener Kongress, auf dem die endgültige Abwicklung des Kleinstaates beschlossen wurde. Cz. schaut jedoch sehr genau auf den Kontext der Ereignisse und ihre Auswirkungen auf die polnische Gesellschaft. Er vermag z. B. aufzuzeigen, dass die Auswirkungen der Kontinental Sperre Polen zwang, sich stärker auf den europäischen Markt zu konzentrieren, den sie wegen der ausnehmend guten Handelsbeziehungen mit Großbritannien bis dahin enorm vernachlässigt hatten. Ferner weist er nach, wie in diesen kurzen Jahren der Napoleonischen Herrschaft aufgrund der neuen Verfassung und weiterer Faktoren wie dem Ausbau des Heeres die alte starre Ständegesellschaft aufgebrochen und Grundlagen für neue gesellschaftliche Entwicklungen gelegt wurden. Andere politische Narrative, wie das der langanhaltenden Teilung und Besatzungsherrschaft, die eine Wirkmächtigkeit für das gesamte 19. Jh. in Anspruch nehmen, haben derartige Ansatzpunkte für neue Entwicklungen bisher überdeckt. Eine besondere Facette erhält die Schilderung auch durch die ständige Einbindung der dargestellten Phänomene in den europäischen Kontext. Wiederholt vergleicht Cz. rechtliche Phänomene im Herzogtum mit denen im Mutterland des Code Napoléon oder zeigt auf, wie in einem anderen Napoleonischen Satellitenstaat, im Königreich Westfalen, bei verschiedenen Fragen agiert wurde. Cz. resümiert, dass Polen 1815 trotz der immensen Kriegsfolgen und großen Verluste nach der Auflösung des Herzogtums im europäischen Kontext besser dastand als 20 Jahre vorher, nach der Dritten Teilung. Im abschließenden Epilog verweist er darüber hinaus auf die lange innerpolnische Wirkungsgeschichte dieses kurzen politischen Phänomens. Die Arbeit kann sich kaum auf Archivakten stützen, da die Bestände zum Herzogtum Warschau 1944 vernichtet wurden. Der Vf. hat die gesamte bisherige Historiografie neu gelesen und ausgewertet. Darüber hinaus hat er aus der Fülle an vorhandenen Zeitzeugenberichten und Memoiren geschöpft. Entstanden ist eine gut lesbare, erhellende, aber auch unterhaltsame Monografie, die eine wichtige Lücke der Geschichtsschreibung für die Napoleonische Ära schließt.

Warszawa – Berlin

Ruth Leiserowitz



*Rūdolds Blaumanis: Frost im Frühling. Die deutschsprachigen Erzählungen.* Hrsg. von Benedikts Kalnačs und Rolf Füllmann. Aisthesis Verlag, Bielefeld 2017. 325 S. ISBN 978-3-8498-1256-0. (€ 17,80.) – Sinnvollerweise in lettisch-deutscher Kooperation sind endlich alle siebzehn deutschsprachigen Erzählungen des in Lettland jedem Schulkind bekannten Schriftstellers Rūdolds Blaumanis erschienen. Denn B., 1863 im damals russischen Gouvernement Livland geboren, erhielt seinen Vornamen nach seinem deutschbaltischen Taufpaten Rudolph von Transehe-Roseneck, wuchs zweisprachig auf, besuchte eine deutsche Handelsschule in Riga und verfasste seine ersten Erzählungen 1882 auf Deutsch. Später schrieb er Lettisch bzw. übersetzte u. a. einige seiner eigenen Werke ins Lettische oder Deutsche und veränderte viele von ihnen bis zu seinem Tode immer wieder. In Lettland begründete er die psychologische Kurzgeschichte, vermittelte als Vertreter der Moderne zwischen Sprachen und Kulturen, behandelte immer wieder das bäuerliche Leben Lettlands in der politisch-sozialen Umbruchzeit an der Wende vom 19. zum 20. Jh. und lieferte zahlreiche Filmvorlagen. Der vorliegende Band versammelt aus den Erstdrucken in (meist deutschbaltischen) Zeitungen alle bis 1906 erschienenen deutschsprachigen Erzählungen. 1908 starb B. in einem finnischen Sanatorium. Zwei Geschichten, die bisher nur auf Lettisch in lettischen Zeitschriften gedruckt waren, edieren die Hrsg. sogar erstmals nach den archivierten deutschsprachigen Handschriften. Die in Riga und Köln tätigen Benedikts Kalnačs und Rolf Füllmann umrahmen die Texte zudem mit hilfreichen Hintergrundinformationen, kommentieren sie und interpretieren einige von ihnen. B.s Texte selbst fußen auf autobiografischen Erfahrungen. Sie klagen die zaristische Repression an, behandeln die brutalen Folgen der gescheiterten Revolution von 1905 und schildern u. a. anhand zahlreicher „starker Frauen“ die sozialen Modernisierungen und Verwerfungen auf dem Land, wo z. B. „Versorgungsehen“ mit mehr als doppelt so alten Witvern fortbestanden. Auch das wachsende lettische Nationalbewusstsein und dadurch sich zuspitzende lettisch-deutschbaltische (Klassen-) Konflikte werden thematisiert. Die im Zarenreich in Livland im Vergleich zu Russland über vierzig Jahre frühere Abschaffung der Leibeigenschaft bedeutete nicht unbedingt tatsächliche Freiheit, führte vielmehr oft zu sozialem Elend und rascher Verstädterung. Gerade durch seine genauen, sozialkritischen Milieuschilderungen illustriert B. auf beeindruckende Weise diese oftmals existenziell harte, interkulturell spannungsgeladene, politisch-sozial sich rasch verändernde Realität jener Umbruchzeit. Dabei lebte er als Meister der Novelle und des Dramas, ja als bis heute kanonischer Schriftsteller in besonderem Maße Transkulturalität. Er verfolgte von der pulsierenden baltischen Metropole Riga aus sehr genau das deutsche Kulturleben und verband im *fin de siècle* Realismus, Naturalismus und Jugendstil auf eigenständige Weise, ohne darüber seine christlich-protestantische Prägung zu verleugnen. Es ist wichtig, dass seine deutschsprachigen, für die damals aktuelle Zeitgeschichte sowie für die Kultur-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte Lettlands so aussagekräftigen Erzählungen als früher lettischer Beitrag zur Weltliteratur nun leicht – und fast durchweg sauber redigiert – zugänglich sind. Sie sind spannend zu lesen und liefern einen schriftstellerisch verarbeiteten, oftmals dramatischen, mitunter auch humoristischen Zugang zu den politisch-sozialen Umwälzungen Lettlands der Jahrhundertwende.

Marburg

Jan Lipinsky

*Zwischen Berlin, Breslau und Oberschlesien. Karl Okonsky/Karol Okoński (1880-1974). Fünf Essays.* Hrsg. von Natalia Żarska und Krzysztof Żarski. Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2016. 211 S., Ill. ISBN 978-3-96023-037-3. (€ 29,00.) – In der aktuellen Lage einer deutsch-polnischen Beziehungskrise fällt es beizeiten schwer, das Verbindende der beiden Nachbarn auch in der konfliktreichen Geschichte im Blick zu behalten. Da scheint es dankenswert, wenn Natalia Żarska und Krzysztof Żarski in dem Politiker und Literaten Karl Okonsky „eine aufschlussreiche Erinnerungsfigur“ rekonstruieren, an der „man vor allem die Alternativszenarien zu einseitig national geprägten Diskursen über das zurückliegende Jahrhundert im Herzen unseres Kontinentes studieren“ (S. 7) könne. Tatsächlich präsentiert der Band in seinem Protagonisten einen Exponenten deutsch-polnischer (Konflikt-)Geschichte. Okonsky wirkte nicht nur als linksgerichteter deutscher Politiker mit polnischen Wurzeln in Oberschlesien, sondern hielt das Erlebte als Publizist – obgleich mit deutlich zur „Mythenbildung“ (S. 10) neigenden Färbung – auch fest. Fünf in den 1960er Jahren verfasste Essays, die sich durch Reflexionen über politische Weggefährten dem eigenen Schaffen und Wirken nähern, werden in diesem

Band erstmals gesammelt publiziert und kontextualisiert. Die großzügig angelegte biografische Einführung nimmt knapp die Hälfte des Buches ein, muss aber aufgrund lückenhafter Quellenlage an einigen Stellen oberflächlich bleiben. Gerade Okonskys Erleben des Zweiten Weltkriegs wirkt hier unterbeleuchtet. Großen Wert legt der Text auf die Einbettung des Protagonisten in die lokalhistorischen oberschlesischen Kontexte über die politischen Einschnitte hinweg, setzt dabei jedoch bisweilen tiefergehendes Vorwissen des Lesers voraus. In den fünf Essays zu Otto Ulitz, Paul Löbe, Josef Biniszkiwicz, Wojciech Korfanty und Arkadius Bożek zeigt sich schließlich, warum die Hrsg. den speziellen, scharfsinnigen wie scharfzüngigen Stil der Texte ausführlich würdigen. Finden sich in den Essays zu Löbe, Bożek und Biniszkiwicz auch positive Zuschreibungen und selbstkritische Reflexionen Okonskys, gleichen die Texte zu Ulitz und Korfanty stellenweise polemischen Anklageschriften. Gemein ist allen Essays die interessante, aber teils schwer zu durchblickende Zeitstruktur – der Autor springt eifrig zwischen verschiedenen Erinnerungen, Anlässen und Kontexten, was den Anmerkungsapparat zu den erwähnten Personen und Ortschaften umso wertvoller macht. Von den Hrsg. wird auf den hohen Quellenwert der Texte verwiesen, zumal die bisherige Forschung zu Okonsky ausgesprochen kritisch beurteilt wird. Tatsächlich können die essayhaften Erinnerungen eine begrüßenswerte Ergänzung zur Erforschung regionaler sozialdemokratischer und sozialistischer Netzwerke darstellen – über die Zäsuren des 20. Jh. und die wandernde deutsch-polnische Grenze hinweg.

Freiburg

Johanna Bichlmaier

*Protokollbuch der Philosophischen Fakultät der Albertus-Universität zu Königsberg i. Pr. 1916-1944. Hrsg. von Christian Tilitzki. (Einzelschriften der Historischen Kommission für Ost- und Westpreußische Landesforschung, Bd. 30.) Fibre. Osnabrück 2014. VIII, 702 S. ISBN 978-3-944870-01-4. (€ 58,-) – Zu Christian Tilitzki's Ausrichtung, zum Forschungszusammenhang der vorliegenden Edition und zur Grundsatzfrage, ob eine ideologische Perspektive aufwändige Archivstudien entwertet, vgl. meine Rezension von T.s vorangegangenen Werk.<sup>1</sup> Die dort postulierte Notwendigkeit kritischer Distanz zu T.s quellennaher Universitätsgeschichte gilt ganz ähnlich auch für die vorliegende universitätshistorische Quellenedition. Sven Ekdahl entdeckte das Königsberger Protokollbuch 1991 (S. VII) oder 1992 (S. 3) in der Bibliothek der Litauischen Akademie der Wissenschaften, trat jedoch nach Vorarbeiten von seinen Veröffentlichungsplänen zurück. Daraufhin hat T. die 267 handschriftlichen Protokolle der Fakultätssitzungen vom 31. Oktober 1916 bis zum 31. Oktober 1944 auf 534 Seiten, die regelmäßig mehr als zur Hälfte mit Anmerkungen gefüllt sind, ediert. Ergänzt wird dies durch 82 Seiten Catalogus Professorum der Philosophischen Fakultät 1916-1945, einen Anhang mit 6 Seiten Übersichten zu Dekanen, Berufungen, Instituten und Seminaren, 2 Seiten Quellen, 15 Seiten Literatur, 3 Seiten Abkürzungen und Editionszeichen und schließlich 34 Seiten Personenregister. Leider ist dieser im Grundsatz gute Apparat nicht systematisch genug erstellt, um auch Unkundigen die problemlose Benutzung zu erlauben. Wer nicht weiß, was das von T. gern zitierte „Gause III“ ist, erhält darüber im gesamten Buch keinen Aufschluss. Dabei würde Fritz Gauses *Geschichte der Stadt Königsberg in Preußen* (3. Band 1971) zweifellos in das Literaturverzeichnis gehören. Über andere Editionsentscheidungen, etwa zur Behandlung von Personennamen, Literatur, Kurzbiografien und ihren Quellen, kann man streiten. Befremdend wirkt auf mich T.s Ausgangspunkt, bei der „Privilegierung der Albertina als Standort für ‚Ostwissenschaften‘, als eines Planungszentrums für den nationalsozialistischen Zugriff auf osteuropäischen ‚Lebensraum‘“ handle es sich bloß um eine „Legende“, die in der vorliegenden Edition widerlegt würde (S. 23 f.). Um zu solchen Schlüssen zu gelangen, muss T. Streitigkeiten an der Fakultät öfters so interpretieren, als leistete die Professorengruppe der „Geheimräte“ konsequent Widerstand gegen die „NS-Aktivistin“ (S. 26) und hätte damit letztlich die Indienstnahme von Fakultät und Universität durch den Nationalsozialismus verhindert. In seinem Bemühen um die Apologie der*

<sup>1</sup> Rezension zu CHRISTIAN TILITZKI: Die Albertus-Universität Königsberg. Ihre Geschichte von der Reichsgründung bis zum Untergang der Provinz Ostpreußen (1871-1945). Band 1: 1871-1918, Berlin 2012, in: Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung 63 (2014), S. 596-598.

Königsberger Universität in der NS-Zeit widerspricht T. ausdrücklich dem Urteil des Mediävisten Friedrich Baethgen, 1929-1939 Professor in Königsberg, die Albertina sei von ihrer „stolzen Höhe vor 1933“ zu einer „Provinzuniversität parteioffizieller Färbung“ herabgedrückt worden (S. 17, 23). Die Edition ist von T.s Perspektive in einer Weise durchdrungen, dass Zweifel an ihrer Verlässlichkeit stets angebracht erscheinen, zumal Zeichen für mangelnde Sorgfalt häufig ins Auge stechen: Nur exemplarisch sei verwiesen auf fehlende Quellenangaben, etwa für Gremiendebatten „über die Konflikte zwischen Studentenschaft und Polizei (1930/31)“ (S. 11), auf Buchstabendreher wie „Pyschologe“ (S. 25), auf wechselnde Namensschreibweisen derselben Person (Karl-Heinrich Meyer) und auf unklare Literaturverweise wie „Tilitzki 2001“, was sich ausweislich des Literaturverzeichnisses auf vier Publikationen beziehen kann. In überlangen Fußnoten, in denen komplexe Sachverhalte wie etwa die Berufung des Ordinarius für Rassenbiologie Lothar Loeffler an willkürlicher Stelle (S. 467 f.) erläutert werden, wird ununterscheidbar vermengt, was Quellenreferat, was Literaturmeinung und was T.s Ansicht ist.

Bremen

Matthias Krämer

*Ryszard Kaczmarek: Polen in der Wehrmacht. (Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im Östlichen Europa, Bd. 65.) De Gruyter Oldenbourg, München 2017. 244 S. ISBN 978-3-11-050158-2. (€ 39,95.)* – Das vorliegende Buch erschien erstmals 2010 in polnischer Sprache<sup>1</sup> und trug ganz wesentlich zur Versachlichung der Debatte um Polen in der Wehrmacht bei – die nicht zuletzt durch den Vorwurf, der Großvater Donald Tusks, des damaligen Ministerpräsidenten, habe in der deutschen Armee gedient, teils polemisch geführt worden war. Implizit ging es immer um die den politischen Gegner stigmatisierende Frage von Kollaboration und Vaterlandsverrat, die gewissermaßen in der Familie übertragen worden sei. Ryszard Kaczmarek ist einer der besten Kenner der NS-Herrschaft in den sogenannten „eingegliederten Gebieten“, also jenen westpolnischen Regionen, die nach 1939 direkt vom Deutschen Reich annektiert waren. Ausschließlich von dort kamen die polnischen Rekruten, wobei ihre Zahl nach wie vor nur geschätzt werden kann: Sie lag zwischen 375 000 und 500 000. Diese wenig präzise Angabe ist vor allem dem Verlust zahlreicher Akten geschuldet, die ansonsten umfangreich ausgewertet und mit der verfügbaren Literatur kontrastiert werden. Herausgekommen ist ein sehr lesbares Buch, das mit einigen Mythen aufräumt und ein bislang ignoriertes bzw. tabuisiertes Thema erstmals konzise in den Blick nimmt. Geschildert werden der Rechtsstatus vormals polnischer Staatsbürger in der Wehrmacht, deren Aushebung und Ausbildung, sowie anhand sprechender Beispiele ihr Kriegsdienst zwischen Verweigerungsmöglichkeiten und tatsächlicher Kollaboration. Die deutsche Fassung ist gegenüber der ursprünglichen geringfügig erweitert, insbesondere aber mit einer zusätzlichen instruktiven Einleitung für die Leserschaft westlich der Oder versehen, der manche Selbstverständlichkeiten oder Diskurse der Nachbarn vielleicht nicht immer bewusst sind. Nicht zuletzt geht es dabei um den Status der Oberschlesier, die die Wahl zwischen polnischer und deutscher Staatlichkeit vielfach als Zumutung empfanden, weil sie sich weder der einen noch der anderen vollständig zugehörig empfanden. Und so werden bis heute die Menschen aus dieser Region oftmals verdächtigt, unsichere Kantonisten und gar keine „wahren“ Polen zu sein. Wie K. zeigt, gab es ganz ähnliche Vorurteile auch von Seiten der deutschen Besatzer im Zweiten Weltkrieg. Das hielt jene aber nicht davon ab, im Sinne einer möglichst umfangreichen Rekrutierung von Soldaten den Status von „deutschen Volkszugehörigen“ möglichst häufig zu vergeben – weil nur dann die Wehrmacht auf dieses Potenzial zurückgreifen konnte. Eine echte Wahl der nationalen Zugehörigkeit bestand nur sehr eingeschränkt, denn wer sich der nationalsozialistischen Zwangsklassifizierung nicht beugen wollte, galt nun als besonders renitenter Pole; er riskierte für sich und seine Angehörigen Konfiskationen und Haft, nicht selten im Konzentrationslager. Aber ist jeder, der sich diesem Druck beugte und damit auch seine Familie schützte, gleich ein Kollaborateur? K.s Blick ist in dieser Hinsicht differenziert, und er plädiert für ein weniger emotionales Herangehen: Wir Nachgeborenen sollten uns unsere Urteile nicht zu leicht machen. Bücher wie dieses

<sup>1</sup> RYSZARD KACZMAREK: *Polacy w Wehrmachcie*, Kraków 2010.

zeigen, wieso Geschichtswissenschaft auch im 21. Jh. eine wichtige gesellschaftliche Funktion haben kann.

Berlin

Stephan Lehnstaedt

*Svetlana Burmistr: Die „Minsker Zeitung“. Selbst- und Fremdbilder in der nationalsozialistischen Besatzungspresse. Metropol. Berlin 2016. 364 S., Ill. ISBN 978-3-86331-300-5. (€24,-)*  
 – Die *Minsker Zeitung* (MZ) erschien zwischen dem 15. April 1942 und dem 28. Juni 1944. Sie gehört zu insgesamt 14 deutschsprachigen Zeitungen, die die Nationalsozialisten in den besetzten Gebieten herausgaben. In ihrer Studie konzentriert sich Svetlana Burmistr auf die Entwicklung der MZ und auf ihre Berichterstattung. Als „ein neuer Typus der NS-Presse“ (S. 80) verbanden die Besatzungszeitungen reichsdeutsche, länderspezifische und länderübergreifende Diskurse und waren nicht zuletzt aufgrund des ökonomischen und journalistischen Knowhows der Verantwortlichen wirtschaftlich erfolgreich. Sie richteten sich vor allem an die Besatzer (Wehrmachts- und SS-Angehörige, Mitarbeiter ziviler Besatzungsbehörden etc.) und wurden von ihnen rezipiert. Die einheimische Bevölkerung wurde nicht als wichtige Zielgruppe wahrgenommen: Die MZ beschränkte sich auf eine knappe Zusammenfassung militärischer Meldungen in weißrussischer Sprache. Die Mitarbeiter rekrutierten sich aus professionellen, ideologietreuen Journalistinnen und Journalisten aus dem Reich, die ihren Einsatz in den besetzten Gebieten als eine wichtige Etappe in ihrer Karriere betrachteten. Sie wollten beim Aufbau des „Neuen Europas“ Adolf Hitlers mitwirken oder sich pragmatisch dem Frontdienst entziehen. Einheimische Kräfte fungierten vor allem als technisches Personal. Die MZ erschien trotz des akuten Papiermangels täglich (vier vierseitige und zwei achtseitige Ausgaben), wobei ihre Auflage von 50 000 auf 125 000 Exemplare stieg. Der Verlag setzte Zwangsarbeiter (vor allem Juden) und weißrussische Hilfskräfte ein. Die Einschätzung, die Tätigkeit der Weißrussen im Verlags- und Druckereibetrieb sei „eine Form der Kollaboration mit der deutschen Besatzung“ gewesen (S. 125), erscheint aber undifferenziert, vor allem im Hinblick auf die Verbindung einzelner Arbeiter mit der sowjetischen Widerstandsbewegung (S. 125 f., 150). Die MZ berichtete über die Lage an der Front, die Situation in Deutschland, Weißrussland. Sie behandelte dabei diverse politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Themen und veröffentlichte u. a. Karikaturen, literarische Werke, Bekanntmachungen und Werbeanzeigen. Neben Informations- und Propagandamaterial sowie vorgefertigten Artikeln, die aus dem Reich stammten, verfassten sieben bis neun Redaktionsmitglieder Reportagen und Kommentare, die allerdings „einen vergleichsweise kleineren Teil der Berichterstattung“ darstellten (S. 187). Die Beziehungen zwischen der MZ und der deutschen Zivilverwaltung sowie dem Propagandaamt Minsk führten nur sporadisch zu Konflikten: Während die politische und ideologische Ausrichtung des Blattes keine Beanstandungen hervorrief, zeigte sich die Zivilverwaltung mit der MZ-Hauptschriftleitung unzufrieden, da diese ihre Publikationen nicht immer mit den zuständigen Fachabteilungen abstimmen wollte. Der Hauptschriftleiter Hans Dähn strebte „eine reichswertige Zeitung für die deutschen Soldaten“ an. Das Propagandaamt wollte das Blatt hingegen in „eine spezifische Ostzeitung“ umwandeln (S. 205). Die MZ pries das „Dritte Reich“ und hetzte gegen den „jüdischen Hauptfeind“ sowie gegen die UdSSR, Großbritannien und die USA. Der Judenmord und weitere NS-Verbrechen wurden nicht thematisiert, Vergeltungsaktionen gegen die Partisanen sporadisch behandelt, die „Minderwertigkeit“ der Slawen ab und zu betont. Die vom „bolschewistischen Joch befreiten“ Weißrussen galten angesichts des „verhältnismäßig großen nordischen Blutsanteils“ „wertvoller“ als etwa die Russen. Durch ihre „fleißige“ Arbeit und Mitwirkung bei der Bekämpfung des Bolschewismus sollten sie einen Platz im „Neuen Europa“ verdienen (S. 274 ff.). Die fundierte und interessante Studie bestätigt die wesentliche Bedeutung der Besatzungszeitungen für die Analyse der NS-Herrschaft in Europa. Wünschenswert erscheinen insbesondere komparative Untersuchungen der Besatzungspresse aus Ost- und Westeuropa.

Saarbrücken

Alexander Friedman

*Ekaterina Makhotina: Erinnerungen an den Krieg – Krieg der Erinnerungen. Litauen und der Zweite Weltkrieg. (Schnittstellen, Studien zum östlichen und südöstlichen Europa, Bd. 4.) Vandenhoeck & Ruprecht. Göttingen 2017. 478 S., Ill. ISBN 978-3-525-30090-9. (€ 90,-.)* – Die Historikerin Ekaterina Makhotina widmet sich in dem vorliegenden Band, einer überarbeiteten Fassung ihrer 2015 an der LMU München verteidigten Dissertation, mit der musealen Darstellung des Zweiten Weltkriegs in Litauen – sowohl in der sowjetischen Periode als auch nach 1990 – einem in der litauischen Geschichts- und Erinnerungskultur vernachlässigten Thema. Litauer werden in der nationalen Geschichtsschreibung bislang grundsätzlich als Opfer dargestellt, und einige Aspekte des Zweiten Weltkriegs, wie z. B. die litauisch-jüdischen Beziehungen, nur am Rande behandelt. Das auf dem Buchumschlag abgebildete Denkmal „Mutter von Pirčiupis“ von 1960, das an die Vernichtung dieses Dorfes durch die SS 1944 erinnert, zeigt, wie emotionsgeladen die museale Geschichte des sowjetischen Litauens war und wie sensibel die Erinnerungskultur des Landes immer noch ist, weil Pirčiupis in der nachsowjetischen Zeit im Zuge der nationalen Geschichtspolitik in Vergessenheit geriet. Die nationale Geschichtspolitik verdrängte alle während der Sowjetzeit erstellten Symbole und Denkmale. Der Autorin gelingt es in sieben chronologisch angeordneten Kapiteln, die Geschichte der Erinnerungskulturen in Litauen auf eine neue Art und Weise, und zwar aus der Perspektive der Museen, Gedenkstätten und Denkmäler, neu zu erforschen. Hierfür behandelt sie Erinnerungskulturen und Geschichtspolitik als zwei miteinander verflochtene Dimensionen. Die Medien der Erinnerung machen demnach einen wichtigen Teil der Erinnerungskultur aus und wirken als ein Bestandteil der Geschichtspolitik wegweisend auf die Gesellschaft. Die Erinnerungskultur der sowjetischen Epoche bezeichnet M. als offensiv, propagandistisch und totalitär. Vor allem die Kommunistische Partei Litauens und das Institut für Parteigeschichte kontrollierten diesen Bereich der Geschichte, und vorherrschend waren Denkmale der Befreiung, um die sowjetische Herrschaft zu legitimieren. Durch Museen und Denkmale wurde nach 1945 eine antiwestliche, antiklerikale und antikosmopolitische Haltung Litauens propagiert. Seit 1960 erfolgte eine Folklorisierung der Denkmalpolitik, die den litauischen Charakter der Denkmale betonte. Das Revolutionsmuseum der LSSR in Vilnius wurde zur wichtigsten geschichtspolitischen Institution mit der stärksten staatlichen Unterstützung. Der Holocaust und die jüdische Geschichte wurden kaum thematisiert, weil die Beteiligung der Litauer am Judenmord ein sensibles Thema darstellte. In den 1990er Jahren wurde die Sowjetzeit als Periode der Verfolgung und Okkupation dargestellt. Die musealen Narrative wurden entsowjetisiert und nationalisiert. Denkmale wie in Pirčiupis verloren aufgrund ihrer sowjetischen Konnotation die staatliche Finanzierung. Stattdessen wurde in Vilnius das Museum des Opfer des Genozids (heute: Museum der Okkupation und der Freiheitskämpfe) eröffnet. Die Erforschung des Holocausts hat in der nachsowjetischen Zeit deutlich zugenommen. Bemerkenswert ist, wie breit M. die jüdische Thematik der Nachkriegszeit in Litauen beleuchtet; insbesondere die Geschichte des Museums und Denkmals in Paneriai (Ponary) wurde bislang nicht derart präzise erforscht. Die Monografie stellt die Entwicklung, die Umstrukturierung sowie den Um- und Abbau der Erinnerung im sowjetischen Litauen und in der Republik Litauen einleuchtend dar. Das Werk wird zukünftig sicherlich eine starke Referenz für weitere Arbeiten solcher Art bilden.

Vilnius

Tomaš Nenartovič

*Dominika Gortych, Guido Hinterkeuser, Łukasz Skoczylas: Erinnerungsimplantate – Der (Wieder-)Aufbau der Schlösser in Posen und Berlin im interdisziplinären Vergleich. Unter Mitwirkung von Karsten Holste. (Geschichte – Erinnerung – Politik, Bd. 18.) Peter Lang Edition. Frankfurt am Main 2017. 193 S., Ill. ISBN 978-3-631-72504-7. (€ 39,95.)* – Der anzuzeigende Band dokumentiert die Ergebnisse eines an den Universitäten in Posen (Poznań) und Halle-Wittenberg angesiedelten Forschungsprojekts. Verglichen werden die Rekonstruktion des Berliner Schlosses, das derzeit in Gestalt eines „Humboldt-Forums“ mit dem barocken Original nachempfundenen Außenfassaden wiederentsteht, und des Posener Königsschlusses, das seit seiner Wiedereröffnung im Frühjahr 2017 das örtliche Museums für Gebrauchskunst beherbergt. Die Vf. verstehen beide Projekte als Erinnerungsimplantate – dieses von dem Soziologen Marian Golka vor rund zehn Jahren entwickelte Konzept dient „der Untersuchung von konkreten Eingriffen in das soziale Gedächtnis“, während die schon deutlich länger eingeführte For-

sung zu Erinnerungsorten „die langfristige Formierung Gemeinschaft stiftender Erinnerung“ analysiert (S. 19). Das „Erinnerungsimplantat“, stets in einen sichtbaren (baulichen) Kontext eingebunden, bildet somit in gewisser Weise die Vorstufe zu einem Erinnerungsort, der auch autoreferenziell, also „unabhängig vom Wissen um den historischen Entstehungskontext (S. 18), funktioniert. Zwar unterscheiden sich die beiden Bauprojekte in vielerlei Hinsicht deutlich voneinander: Das Posener Schloss der großpolnischen Herzöge entstand im 13. Jh., erreichte lediglich regionale Bedeutung und wurde bereits gegen Ende des 18. Jh. fast vollständig zerstört, ohne dass für eine Rekonstruktion zu nutzendes Bild- oder Planmaterial in nennenswertem Umfang überliefert worden wäre; das um ein Vielfaches größere Berliner Schloss der preußischen Hohenzollern hingegen wurde im 15. Jh. angelegt und erst 1950 gesprengt, seine innere und äußere Gestaltung war bestens dokumentiert. Aber ein Vergleich erweist sich dennoch als sinnvoll. Die knapp gehaltene kunsthistorische Übersicht über die beiden Rekonstruktionen von Guido Hinterkeuser, ergänzt um 15 Abbildungen, dient nur als Hintergrund für das eigentliche Anliegen des Forschungsprojekts: In beiden Städten entspann sich ein intensiver innerstädtischer (im Falle Posens) bzw. landesweiter (im Falle Berlins) Diskurs über die Vor- und Nachteile der beiden Bauprojekte bzw. über deren Sinn und Unsinn. Im Buch ist durchgängig vom „(Wieder-)Aufbau“ die Rede, um eine Frage begrifflich zu fassen, die im Hintergrund der Debatte stets präsent war: Geht es um die Wiederherstellung eines zwischenzeitlich verloren gegangenen Baudenkmals, oder soll eher etwas im Kern Neues geschaffen werden? Diese Debatte nehmen Dominika Gortych für Berlin und Łukasz Skoczylas für Posen näher in den Blick, indem sie einerseits ausführlich die Tagespresse auswerteten und andererseits jeweils zehn qualitative Interviews durchführten: In Posen wurden ausschließlich Stadtführerinnen und Stadtführer befragt, in Berlin neben Angehörigen dieser Berufsgruppe auch einige interessierte Laien und professionelle Historikerinnen und Historiker. Die Darstellung dieser Debatte gerät phasenweise etwas zu stark zur Nacherzählung, erbringt aber eine ganze Reihe relevanter Erkenntnisse, die sich folgendermaßen bündeln lassen: Während der (Wieder-)Aufbau in Berlin immer auch als Aussage über den nationalen Charakter Deutschlands verstanden wurde (z. B. zu der Frage, welche Traditionen des preußischen Staates betont werden sollen) und ein weltweites Signal setzen sollte, wurde das Posener Projekt als Manifestation der Polonität dieser weit westlich gelegenen Stadt gewertet und diente darüber hinaus „Teilen der Posener Gesellschaft zur Selbstvergewisserung ihrer Bedeutung im heutigen Polen“ (S. 173), insbesondere gegenüber Krakau und Warschau mit ihren Königsschlössern. Insgesamt bietet die Studie also einen ergiebigen Vergleich im Bereich der Erinnerungskultur und gewährt Einblicke sowohl – wenn auch nur auf schmaler Datenbasis – in die öffentliche Meinung vor Ort als auch in die Zwänge und Chancen großstädtischer Kulturpolitik in Polen und Deutschland.

Marburg

Christoph Schutte